

Quelle „Und da kann man nicht plötzlich volkseigen umdenken“ - Wirtschaften zwischen Gewinnorientierung und Verstaatlichung. Firmengeschichte eines Mittelständlers in der DDR. In: Historical Social Research, Vol. 30 – 2005 – No. 2, pp. 96-129.

Dr. Cordia Schlegelmilch - Berlin

„Und da kann man nicht plötzlich volkseigen umdenken.“

Wirtschaften zwischen Gewinnorientierung und Verstaatlichung.

Firmengeschichte eines Mittelständlers in der DDR

Beitrag im Rahmen des Workshops

„Manager und Unternehmer in der DDR – Handlungsspielräume, Rationalitätskalkül und Mentalität der ökonomischen (Sub-)Elite im Sozialismus“

Veranstaltet vom Sonderforschungsbereich 580 Teilprojekt A1, Friedrich-Schiller-Universität
Jena am 17. November 2004

Die folgende Fallstudie eines mittelständischen Unternehmers in der DDR ist Teil einer qualitativen Längsschnittstudie über die ostdeutsche Stadt Wurzen, aus der bislang verschiedene Teilveröffentlichungen hervorgegangen sind. Die empirische Feldforschungsphase erstreckte sich von August 1990 bis Ende 1996. Theoretisch wie methodisch verbindet die Studie qualitative Biographieforschung mit der ethnographisch orientierten Gemeindeforschung. Die Vielfalt der angewandten methodischen Verfahren reicht von narrativen biographischen Interviews über teilnehmende Beobachtung bis zum Einsatz der Fotografie.¹ Ich habe die Studie explorativ, breit und vor allem flexibel angelegt.² Im Zentrum standen zwei miteinander verbundene Forschungsebenen:

¹ Ich habe in Wurzen von September 1990 bis Ende 1991 dauerhaft bei einer Familie zur Untermiete gewohnt und die Stadt nach diesem Zeitraum immer wieder wochen- oder tageweise besucht. Den Kern der Studie bilden "biographisch-narrative" Interviews mit rd. 200 Bewohnern und Bewohnerinnen von Wurzen und der umliegenden Orte die zum Kreisgebiet gehörten. Den größten Teil der Interviews habe ich im Zeitraum September 1990 bis Mai 1992 durchgeführt. Im Zeitraum 1993 bis 1995 habe ich lediglich noch mit 10 Bewohnern Interviews geführt, davon in 9 Fällen wiederholt. Eine weitere intensive Phase von Zweit- und Drittinterviews war die Zeit von März 1996 bis Mai 1996, in denen ich mit 73 Personen erneut gesprochen habe.

² Die Gemeindestudie wurde von mir als selbständige Forschungsarbeit ohne weitere Mitarbeiter/innen durchgeführt. Sie begann als Explorativstudie in den Jahren 1990 bis 1993, die mit Hilfe der Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur (Jan Philip Reemtsma - Hamburg) finanziert werden konnte. Durch die

Zum einen konzentrierte sich das Forschungsinteresse auf unterschiedliche biographische Muster und subjektive Wahrnehmungen, mit denen Bürger in einer kleineren Stadt in Ostdeutschland die Umbruchphase verarbeiten. Zum anderen richtete sich mein Interesse darauf, wie sich das wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Leben einer kleineren Gemeinde im Zuge des Transformationsprozesses verändert und wie die Bewohner diese kommunalen Veränderungen wahrnehmen.

Bisherige Transformationsforschung blieb von der theoretischen und empirischen Analyse vergangener Herrschafts- und Lebensverhältnisse in der DDR weitgehend abgekoppelt. Die Verbindung des gemeindesozialogischen und biographischen Ansatzes in der Wurzten-Studie hat demgegenüber nun zu einer Perspektive beigetragen, die nicht nur auf die Erfassung kurzfristiger Veränderungen und auf das aktuelle Geschehen nach dem Fall der Mauer abzielte. Sie führte stattdessen zu einer Rekonstruktion vieler Facetten der DDR-Vergangenheit in einer Kreisstadt, in der biographische und soziale Kontinuitäten innerhalb verschiedener Milieus und der eher langfristige Wandel von Handlungen und Einstellungen selbst über krasse Systemwechsel hinweg ins Visier gerieten. Zum Verständnis der subjektiven Verarbeitungsformen der Wende und städtischer Veränderungsprozesse nach 1989 reichte - das wurde im Verlauf der Forschungsarbeit immer deutlicher - der Blick auf die unmittelbaren Vorwendejahre keinesfalls aus. Vielmehr mussten historische Etappen der DDR, Lebenswege verschiedener Generationen und regionale Rahmenbedingungen berücksichtigt werden, die weit in die DDR-Geschichte und sogar noch davor zurückreichen. Die DDR lässt sich weder ausschließlich von ihrem Ende noch von ihrem Anfang her begreifen, so lautet ein wichtiges Fazit der Wurzten-Studie, sondern bildet ein historisches Kontinuum, das in den Kontext der gesamten deutschen Vergangenheit gestellt werden muss. Auch widersprachen die erzählten Biographien dem gängigen Bild, die DDR-Lebensverhältnisse, Verhaltensformen und Einstellungen der Menschen seien weitgehend uniform gewesen. Die Studie erhellt zudem zahlreiche interessante lokalspezifische und regionalhistorische Zusammenhänge, die deutlich machen, dass lebensgeschichtliche Entwicklungen von regionalen Bedingungen nicht abgekoppelt werden sollten.

anschließende Förderung der DFG konnte sie als qualitative Längsschnittstudie bis zum Jahr 1996 zu einem Habilitationsprojekt ausgebaut werden. Die Forschung über die Gemeinde wird seitdem in eingeschränktem Maße aus eigenen Mitteln weitergeführt.

Für einen Überblick über die theoretische und methodische Anlage der Studie siehe Schlegelmilch 2004.

Die Herrschaftsmechanismen und Entwicklungen in der DDR haben Generationen und beruflichen Gruppen im historischen Zeitverlauf ganz unterschiedlich geprägt. Neben kritischen Einschätzungen oder negativen Urteilen über vergangene Lebensverhältnisse, sind immer wieder positive Aspekte und Bindungen der Menschen sichtbar, die nur teilweise auf einer Zustimmung zum politischen System oder etwa persönlichen Vorteilen beruhen. Stattdessen basierten sie auf der Bindekraft der Lebensgeschichte in der Region, auf sozialen Beziehungen, persönlichem Engagement und dem Gefühl sozialer Anerkennung. Es gab in der Vergangenheit in der DDR somit eine ganze Vielzahl unpolitischer und für den einzelnen legitimer und identitätsstiftender Lebensformen. Ich bin bereits in der ersten Forschungsphase auf überraschend viele lebensweltliche und kommunale Kontinuitäten gestoßen, die sich nicht nur für den Systemwechsel nach 1989 feststellen lassen, sondern bereits für den politischen Umbruch von 1949. Das erklärte politische Ziel der SED bestand in der etappenweisen Ersetzung nicht-sozialistischer durch sozialistische Produktionsverhältnisse und Angleichung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung. Alle Wirtschaftsbereiche sollten nach zentralen politischen Entscheidungen gelenkt werden. Die zentrale Planung des Wirtschaftssystems setzte entsprechend ideologischer Leitlinien und wirtschaftlicher Erfordernisse deutliche wirtschaftspolitische Schwerpunkte, die einzelne Wirtschaftssektoren sowie Berufs- und Statusgruppen zu ganz unterschiedlichen Zeitpunkten und in unterschiedlicher Härte betrafen. Die staatlichen Eingriffe spiegelten im Zeitverlauf sehr wechselhafte politische Entscheidungen und Strategien wieder. Sie waren einerseits Reaktionen auf außerwirtschaftliche Rahmenbedingungen, andererseits auf DDR-eigene wirtschaftliche Schwächen. Eine unterschiedliche politisch-ideologische Bewertung einzelner Wirtschaftsbereiche und damit verbundene Arbeitskräftelenkungen hatten ebenfalls zur Folge, dass zwar alle Großbetriebe in Schlüsselindustrien und der landwirtschaftliche Sektor schnell verstaatlicht wurden, andere Bereiche wie z.B. das Handwerk oder industrielle Klein- und Mittelbetriebe dagegen erst Ende der 60er Jahre stärker betroffen waren. Das bedeutete insgesamt, dass es vor allem bis zum Jahr 1972, aber auch später im Zuge neuer wirtschaftspolitischer Liberalisierungstendenzen, stets ein Nebeneinander unterschiedlicher Eigentumsformen gegeben hat, denen jeweils unterschiedliche wirtschaftliche und politische Abhängigkeitsverhältnisse und Handlungsspielräume der Betroffenen entsprochen haben. Während in einigen Bereichen ein kompletter Elitenaustausch stattfand, wurde in anderen Bereichen das Leitungspersonal nur schrittweise gegen neue Kader ausgetauscht, weil man z.B. das Wissen der alten Führungskräfte noch brauchte.

Unbestritten haben politische Veränderungen der Eigentumsverhältnisse, die Entnazifizierung, die gezielte Förderung der Arbeiterklasse und die Schaffung einer neuen Intelligenz und Führungsschicht sowie zahlreiche Eingriffe in die Berufsstrukturen erhebliche sozialstrukturelle Umschichtungen sowie die massenhafte Abwanderung bestimmter Schichten (Intelligenz, Großunternehmer, Landwirte) bewirkt. Sie waren für einzelne Personen und ganze Berufsgruppen mit unterschiedlich hohen Gewinnen oder Verlusten verbunden. Aber die staatlichen Umgestaltungsmaßnahmen haben nicht zum völligen Verschwinden traditioneller Milieus und ihrem gesellschaftlichen Einfluss beigetragen. Unabhängig von der veränderten ökonomischen Basis und sozialem Status konnten milieuspezifische habituelle und kulturelle Distinktionen fortleben und – wenn auch manchmal in anderer Form - an die nächste Generation weitergegeben werden. Eine in der Forschung häufig unterstellte vollständige Unterdrückung z.B. bürgerlicher Familientraditionen, mittelständischer Unternehmensstile oder alter bäuerlicher Lebensformen konnte ich im Rahmen der Wurzeln-Studie nicht feststellen.³ Das Ziel der Angleichung der Lebensverhältnisse und sozialen Homogenisierung stieß an Grenzen, die auch von der SED nicht gelehrt werden konnten oder wollten. Stadt-Land-Unterschiede, unterschiedliche Formen der Arbeit (körperlich-geistig), noch verbliebene unterschiedliche Eigentumsverhältnisse, eine noch rückständige bzw. ausbleibende Modernisierung der Industrie, sind nur einige Gründe, warum bestimmte Lebensformen und Mentalitäten auch weiter leben konnten. In diesem Sinne existierten in der DDR verschiedene Subkulturen mit Handlungsmöglichkeiten, die weder in Kategorien politischen Widerstands noch in die des passiven Rückzugs passen, sondern tatsächlich mit dem viel gebrauchten Begriff des „Eigensinns“⁴ am ehesten getroffen werden. Neben den verschiedenen Elementen von Milieukontinuitäten dürften sich die sozialen und kulturellen Restbestände traditioneller

³ Erste empirische Ergebnisse, die im Rahmen der Transformationsforschung Fragen nach Kontinuität und Wandel sozialer Milieus beantworten, stammen vor allem aus einem Ost-West-Forschungsverbund, der inzwischen eine ganze Reihe von Teilstudien veröffentlicht hat. Die Ergebnisse sind insofern von besonderem Interesse, als die Milieus nicht zu einem Zeitpunkt, sondern in ihrer diachronen Entwicklung und unter regionalen Gesichtspunkten analysiert werden. Die Autoren gehen auf die Geschichte der Milieus vor der Entstehung der DDR zurück und stellen in verschiedenen 'Milieubiographien' fest, dass die DDR über die ganze Zeit hinweg von der Fortexistenz und Wandlung sog. alter Sozialmilieus geprägt gewesen sei. Bereits 1949 hätten bestimmte alte Milieus - wenn auch in vielfältigen Modifikationen - überleben können und dabei auf einen großen historischen Erfahrungsreichtum in der Bewältigung äußerer Anforderungen zurückgreifen können. Auch 1989 seien mit dem plötzlich eingetretenen abrupten Systemwechsel nicht alle Bezugspunkte der gewohnten und identitätsstiftenden Milieuzusammenhänge zerbrochen. Die Betonung von Beharrung bedeutet nicht, dass es nicht auch schleichende Veränderungen oder gar Verfall und Enttraditionalisierung über Generationen hinweg gegeben hätte, genauso aber hätten bestimmte Mentalitäten und Lebensstile die nachfolgenden Generationen weiterhin geprägt, selbst wenn diese bereits in andere Berufe gemündet seien. Vgl. dazu Vester u. a. (Hrsg.) 1995; Vester 1997; Hofmann/Ditzsch 1995; Hofmann/Rink 1996; Müller u. a. 1997; Lange/Völker 1996; Segert/Zierke 1997; Thomas (Hrsg.) 1997.

⁴ Engler 1992

Milieus im Laufe von 40 Jahren DDR aber auch verändert und einen Bedeutungswandel erfahren haben (im Sinne von Schwächung traditioneller Milieus). Schließlich sind alte und neue Milieus auch verschiedene Bindungen eingegangen.⁵

Nach 1989 konnten, dies kann die Wurzten-Studie zeigen, die in der DDR politisch überformten oder still gestellten sozialen Unterschiede teilweise eine neue Dynamik entfalten. Ressourcen zur Bewältigung des Systemumbruchs und für die Anforderungen der Marktwirtschaft mussten längst nicht alle - wie häufig angenommen - neu erworben werden, sondern brauchten lediglich reaktiviert werden. Andererseits stellten sich traditionelle Milieus, die benachteiligt oder stark beeinträchtigt wurden, nach der Wende nicht einfach wieder herhaben jedoch ihre spezifische Färbung bis heute erhalten können. Die institutionellen und strukturellen Rahmenbedingungen, die die Politik der Bundesrepublik Deutschland im Transformationsprozess geschaffen hat, haben diese Dynamik, dies kann man am Beispiel von Wurzten sehen, zum Teil gefördert, zum Teil behindert.

Ich möchte das Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität verschiedener Milieus im DDR-Alltag einer sächsischen Provinzstadt hier an einem einzigen Fallbeispiel, nämlich dem eines mittelständischen Unternehmers aus Wurzten zeigen. Ich will zunächst kurz umreißen, um welche Gruppe von Wirtschaftsakteuren es sich hierbei handelt. Dann schildere ich die Biographie des Mittelständlers Herrn Werner Kettner von den Anfängen bis zum Fall der Mauer. Da es in diesem Text vor allem um die Entwicklung eines mittelständischen Unternehmens in der DDR geht, werden die Folgen der Wende für diesen Betrieb lediglich angedeutet. Zum Schluss möchte ich einige verallgemeinernde Schlussfolgerungen ziehen, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass mein Fallbeispiel lediglich einen spezifischen Typus einer zahlenmäßig ohnehin sehr kleinen Wirtschaftsgruppe in der DDR repräsentiert. Gleichwohl ließen sich auch für viele der von mir erhobenen Biographien aus anderen Wirtschaftsbereichen vergleichbare Milieukontinuitäten zeigen.

Herr Kettner⁶, geb. 1926, ist seit der nach der Wende sofort in eigener Regie tatkräftig umgesetzten Reprivatisierung zunächst Geschäftsführer, später nur noch Gesellschafter seines

⁵ Siehe Fußnote 3

⁶ Ich führte mit Herrn Kettner zwei Gespräche, das erste im Oktober 1990, das zweite im Mai 1996. Auf das zweite Gespräch, in dem vor allem die Zeit nach der Wende thematisiert wurde, wird in diesem Kontext nicht weiter eingegangen.

Betriebs für Fördertechnik. 1996 waren im Betrieb, der schwarze Zahlen schreibt, bereits rund 100 Personen beschäftigt.

Im Unterschied zu den anderen Firmeneignern, die in meinen Interviews sowohl bei den Erzählungen zur vergangenen Betriebspolitik sehr zurückhaltend waren und über ihre zukünftigen Pläne nur ungern etwas preisgaben, zeigte sich Herr Kettner meiner Studie gegenüber sehr aufgeschlossen. Er nahm sich Zeit, obwohl er sagte, dass für ihn die Zeit drängt. Das bezieht sich auf zweierlei: Erstens ist die Reprivatisierung seiner Firma und der wirtschaftliche Start in die freie Marktwirtschaft mit besonderem zeitlichen Mehraufwand verbunden. Zweitens hat Herr Kettner aus Gründen seines Alters das Gefühl, dass zur Verwirklichung seiner Pläne jeder Tag optimal genutzt werden müsse. Mit bald 70 Jahren und dem, was er erlebt habe denkt er oft daran, die Geschichte seines Betriebes auch selbst in einem Buch festzuhalten. Herr Kettner ist aber nicht, wie es vielleicht auf den ersten Blick scheinen mag, besonders rückwärts gewandt, sondern verlangt von sich und anderen "das Wagnis, in die Zukunft zu schauen". In diesem 'Nach vorn schauen' schwingt ein nicht überschwänglicher, aber doch unerschütterlicher Optimismus auf eine wirtschaftliche Stabilisierung und "Normalisierung" der wirtschaftlichen Verhältnisse in Ostdeutschland mit.

Herr Kettner empfing mich in seinem Büro an einem Spätnachmittag Anfang Oktober 1990. Eigentlich ist ein Tag um diese Zeit für Werner Kettner noch lange nicht zu Ende, und die unzähligen Telefonate, die unser gut zweistündiges Gespräch unterbrechen, zeugen von dem Pensum, das Werner Kettner bis in die späten Abendstunden täglich bewältigt. Als ich komme, verabschiedet Werner Kettner gerade seinen Schwiegersohn, der als 'zweiter Mann' und künftiger Geschäftsführer im Betrieb ebenfalls die Fäden in der Hand hat. Wir befinden uns in einem der zahlreichen Betriebe, die in Wurzen die stark befahrene Bundesstraße B 6 von Leipzig in Richtung Dresden säumen. Werner Kettner, ein mittelgroßer, schmaler Herr mit feinem weißen Haar, wirkt in seinem eher unauffälligen, aber edlen grauen Anzug und Krawatte so, wie man es von einem westlichen älteren mittelständischen Firmeninhaber erwarten würde. Die stets hochgezogenen Augenbrauen, die von den großen eckigen Brillengläsern nie verdeckt werden, verleihen Herrn Kettner einen aufmerksamen, sehr lebendigen Gesichtsausdruck und zwar sowohl in der Rolle des Erzählers wie der des Zuhörers. Seine Stimme bleibt ruhig und gleich bleibend leise, seine Worte wirken mit Bedacht gewählt und manchmal wie ein gut gemeinter väterlicher Ratschlag. Trotz der immer wieder betonten Bodenständigkeit des Unternehmens ist ein sächsischer Akzent bei ihm kaum

zu hören. Während des ganzen Gesprächs, das durch eine ausgesprochen hohe sachliche Informiertheit auffällt, bleibt Werner Kettner gelassen und überlegt. Man könnte fast glauben, er diktiert mir seine Biographie direkt in die Feder. In deren Zentrum aber steht vor allem ein Thema, nämlich die wechselhafte Entwicklung seines mittelständischen Betriebs, um die sich alles andere dreht. Sowohl der elterliche als auch der eigene familiäre Hintergrund werden kaum erwähnt. Werner Kettner beginnt auf meine Frage nach seiner Herkunft und Biographie sofort mit der Betriebsgeschichte, die in die 1930er Jahre fällt:

"Die Wurzel des Unternehmens ist eigentlich schon 1936 gewachsen, als ein Bruder von mir hier in Wurzen für eine Maschinenfabrik aus dem Raum Brandenburg die Generalvertretung etablierte ... die in den Bereich der Getreidewirtschaft hineingingen, und in Sachsen, Sachsen-Anhalt und zum Teil Thüringen diese Maschinen verkaufte - mit Service und auch technischer Erklärung. Natürlich durch diesen Krieg 1939 beginnend, wurde das damals auch junge Vertretungsunternehmen erstmal gestoppt in seiner Entwicklung. 1946 bereits, im Januar, ist er dann auch aus dem Krieg zurückgekommen. Gesund. Er hat sofort wieder begonnen, die Vertretung weiterzuführen. Ich bin als junger Mensch auch gerade aus dem Krieg zurückgekommen. Mit 17 Jahren wurde ich noch eingezogen, war also dann 19 Jahre alt geworden, gerade an meinem 19. Geburtstag war der Krieg zu Ende, der berühmte 8. Mai 1945. Im Schützengraben erreichte mich die Meldung, dass Waffenstillstand ist. Das ist für mich das schönste Geburtstagsgeschenk, noch gesund zu sein. So, ich bin dann nach Hause, ohne entlassen zu werden. Praktisch habe ich mich selbst entlassen ... Mein Bruder war dann schon hier in Wurzen. Er sagte: wir beginnen sofort. Wir wollen die ersten sein und sofort hier am Aufbau dieser kaputten Kriegswirtschaft mitwirken."

Werner Kettner lässt damit schon in den ersten Sätzen des Gesprächs den Kern einer für eine ganze Generation typischen Lebenskonstruktion erkennen. Mit seinem Jahrgang 1926 ist er ein typischer Vertreter der sog. Flakhelfer-Generation, die sich, so Heinz Bude für die in Westdeutschland lebenden Jahrgänge, aus der Erfahrung des Faschismus, dem Vakuum der Nachkriegszeit und einer insgesamt "tiefen Verunsicherung des Selbst" nach Kriegsende in die Arbeit am Wiederaufstieg Westdeutschlands gestürzt haben. "Sie suchen Halt in der Effizienz" (Bude 1987:179 ff.). Diese Bewältigungsform eines kollektiven Risses taugte, wie das Beispiel von Werner Kettner zeigt, auch zur individuellen Verarbeitung des Kriegsendes in der DDR-Gesellschaft. Und dieses Muster greift auch heute: Der Blick nach vorn, zusammen mit Disziplin, Anpassungsbereitschaft, Bescheidenheit und

Eigenverantwortlichkeit zeigt, dass die Wiederaufbauleistung in den ostdeutschen Ländern von Leuten wie Werner Kettner auch nach 1989 nicht von fremder Hilfe abhängig gesehen wird, sondern vor allem auf den eigenen Schultern ruht. Die von der ostdeutschen Bevölkerung so oft mit Empörung aufgenommenen Worte des damaligen Bundeskanzlers, der zum "Ärmel aufkrepeln und hart Arbeiten" mahnte, sie gehen an Menschen wie Werner Kettner erst recht vorbei. Er gehört zu denen, bei denen Eigeninitiative und Leistung schon immer an erster Stelle standen. Dabei gelten heute wie damals die wechselnden gesellschaftlichen Verhältnisse als lediglich störende oder nützliche Rahmenbedingungen für die eigenen Erfolge oder Niederlagen. Im Gespräch mit Werner Kettner wird man daher auch die sonst üblichen Schuldzuschreibungen an politisch Verantwortliche oder gar Elemente von Selbstmitleid, Verbitterung und Opfermentalität vergeblich suchen. 1989 findet nach seinem Verständnis der Wiederaufbau ein zweites Mal statt, nur dass die Jahrgänge, die schon die erste Aufbauphase bewältigt haben, inzwischen wesentlich älter sind als in der Nachkriegszeit.

Der Vertretungsbetrieb des Bruders floriert nach kurzer Zeit, doch nach einer Betriebskontrolle wird dieser mit einem konstruierten Wirtschaftsvergehen gezwungen, das Unternehmen an einen Treuhändler abzugeben, der es in wenigen Monaten in den Konkurs führt. Werner Kettner, inzwischen 21 Jahre, ist dadurch jedoch nicht, was immerhin plausibel wäre, entmutigt, sondern gründet bald darauf eine eigene GmbH, die sich auf die Reparatur und spätere Produktion von landwirtschaftlichen Maschinen konzentriert. Über das weitere Schicksal seines Bruders, der im Norden der DDR noch einmal einen anderen Betrieb gründet, äußert er sich kaum. Das Schicksal des Bruders, der nach Inhaftierung und Verstaatlichung seines zweiten Betriebes im Jahr 1956 der DDR endgültig den Rücken kehrt, sieht er offenbar mehr als Einzelfall und Resultat der Verkettung unglücklicher Umstände als ein Zeichen dafür, auf eine eigene Unternehmensgründung zu verzichten. Werner Kettner beginnt mit großer Aufbruchstimmung zusammen mit einem Partner und wenig später schon immerhin 15 Beschäftigten damit, einen neuen Betrieb aufzubauen und kleine Elektrosackwinden zu entwickeln.

"Ich habe dann eine eigene Firma gegründet, im Januar 1948, ... eine GmbH, also zwei Gesellschafter. Eine GmbH: einmal um das Risiko zu begrenzen durch die Haftungsbeschränkungen und zum anderen natürlich auch, um überhaupt erstmal in den Besitz von Kapital zu kommen und das entsprechende Betriebskapital zu bekommen. So, wir

begannen sofort mit der Produktion von Maschinen für die Landwirtschaft, und zwar ganz speziell Maschinen zum Ausreiben von Kleesamen, als der Klee blühte. Der Kleesamen war ja damals gerade für die Landwirtschaft eine ganz wichtige Futtergrundlage. Und die Produktion begannen wir also ganz einfach in ehemaligen Stallungen und Scheunen. Und die Arbeiter, die dort mitwirkten, waren zum größten Teil nun aus dem Krieg und aus der Gefangenschaft nach Hause gekommen. Wir waren ... ein kleiner Betrieb mit etwa so 15 Beschäftigten. Alle begeistert, nun wieder hier aufzubauen, trotz der Hungersnot. Es wurde ... alles improvisiert: es gab keine Kohlen, es wurde mit Sägespänen geheizt. Das Material haben wir aus den kaputten Städten geholt. Dort waren auch wieder Leute am Werk, die die Eisenträger herausbrannten aus den Trümmern, und wir haben das dann eben wieder verarbeitet für irgendwelche Geräte für die Landwirtschaft. Das war also auch Aufbruchstimmung. Aber bald begann schon auch hier wieder der Bürokratismus zu wirken. Es musste nach Preisen verkauft werden, die bis 1944 gültig waren, also Vorkriegspreise ... so dass der Betrieb eigentlich damals schon fast durch diesen staatlichen Eingriff in Konkurs gegangen wäre. Nach etwa drei Jahren habe ich dann begonnen, mit diesen kleinen Elektrosackwinden, das waren also Kettenwinden, die wieder die Landwirtschaft vor allen Dingen verwendete. Damals gab es ja die bäuerlichen Betriebe, und sie haben mit dieser Sackwinde die Getreidesäcke, die Futtermittelsäcke hoch auf den Oberboden gezogen. Die Frauen brauchten also nicht mehr die Säcke hochzutragen. Das war für die Landwirtschaft eine große Hilfe und für mich natürlich ein Start. Ich kam also aus den roten Zahlen der alten Produktion heraus und der Betrieb entwickelte sich relativ gut.

Die dann folgenden Ereignisse am 17. Juni 1953 beschreibt Werner Kettner als erneute 'Bewährungsprobe' und Endpunkt einer besonders harten politischen Linie (z.B. die hohe Besteuerung, der Entzug von Lebensmittelkarten), die ihn - wie seinen Bruder - ebenfalls fast zur Betriebsschließung und dem Verlassen der DDR veranlasst hätten:

"Es war natürlich schon auch traurig, wenn man sich überlegt, wie man nun in den Nachkriegsjahren hier begonnen hatte, mit welcher Energie, mit welchem Einsatz und auch mit welcher Entbehrung. Und nun sollte alles zu Ende gehen." Doch dann "kam ... anschließend doch eine kleine Wende, man hat gemerkt, dass man das Feld des politischen Drangsalierens überzogen hatte. Wir bekamen dann unsere Lebensmittelkarten zurück, und wir konnten tatsächlich von dem Gewinn 25% verwenden für Rationalisierung unseres Betriebes. Das wurde zwar dann nicht unser Eigentum, diese 25%, die wurden auch in so

genannten unteilbaren Fonds festgeschrieben, aber wir hatten wenigstens die Möglichkeit, neue Maschinen zu kaufen, obwohl auch nur gebrauchte Maschinen gekauft werden durften. Es war also wieder ein Aufschwung da, und man hat das nun auch gespürt hier im Osten Deutschlands, der Mittelstand wurde wieder aktiv, ich denke hier an die Wurzener befreundeten Kollegen in den Betrieben, die haben alle wieder geschafft, und Tag und Nacht gearbeitet, das ist eben in dem 'Deutschen' und in dem Sachsen so drin, dass er dann immer wieder am Wirken ist."

1958 beginnt Werner Kettner, der die Wirtschaftsoberschule und eine kaufmännische Lehre absolviert hat, ein fünfjähriges Maschinenbau- und Ingenieurstudium in der Fachrichtung Konstruktion. Die kurze Zeit später folgende Aufforderung, einer Staatsbeteiligung am Betrieb zuzustimmen, empfindet er zunächst noch nicht als völlig unzumutbar und sogar wirtschaftlich notwendig, denn eine eigene Kapitalbildung sei durch die hohe Steuerprovision nicht möglich gewesen:

"Eigentlich alle Wurzener Betriebe und ... alle Betriebe der damaligen DDR, die nun ein bestimmtes Niveau hatten und eine bestimmte Stabilität, nahmen die staatliche Beteiligung auf, um eben etwas kapitalkräftiger zu werden. ... Ich nahm also auch die staatliche Beteiligung auf, und es war eigentlich gar nicht so sehr schlecht, die Sache, natürlich von heutiger Sicht aus betrachtet, war es eben die erste Etappe für diese staatlichen Ideen. Dadurch, dass nun der Umsatz stieg, wurde auch der Kapitalbedarf größer, der private Gesellschafter konnte sich aufgrund seines geringen Nettoverdienstes nicht an einer Kapitalbildung beteiligen, also hat das nur immer der Staat getan. ... Ich meine, wir hatten ein sachliches Verhältnis, es wurde ordentlich zusammengearbeitet (mit der Industrie- und Handelsbank, CS), der Betrieb war gesund, wir machten Gewinne."

Werner Kettner bringt aufgrund seiner gerade erworbenen technischen Kenntnisse 1965 neue Typenreihen von Maschinen heraus und baut seit 1966 in Eigeninitiative, aber auch mit der erforderlichen Genehmigung der entsprechenden Stellen, Exportlinien auf, die nach Finnland, Schweden, Frankreich, Italien und Österreich reichen. Immerhin, so Werner Kettner, hätte der Betrieb 1971/72 einen Entwicklungsstand erreicht, der ihm als Komplementär ein gewisses Ansehen gebracht hat:

"Aber nur deshalb, weil er eben der DDR-Wirtschaft durch seine Initiative einen großen Vorteil brachte. Denn diese halbstaatlichen Betriebe ... waren ja in der DDR-Wirtschaft wie 1000 Stecknadeln in einem Heuhaufen ... und haben natürlich diese etwas träge volkseigene zentrale Wirtschaft in Bewegung gesetzt, weil der halbstaatliche Betrieb unbedingt Gewinn orientiert arbeiten musste."

Die Vollverstaatlichung Anfang der 1970er Jahre versteht er vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Erfolgs dieser Betriebe als Teil des immer noch schwelenden Klassenkampfes und staatliche Maßnahme, die zwar absehbar war, aber weder individuell noch kollektiv verhindert werden konnte. Den massiven Eingriff in die Eigentumsverhältnisse umschreibt Werner Kettner heute mit Ironie. Der Staat sei aufgetreten, als ob es sich um ein einmaliges attraktives Angebot unter Gleichen gehandelt hätte. Natürlich hätte es für ihn das krasse Gegenteil bedeutet. Aber Werner Kettner bewahrt Haltung und bleibt auch im Rückblick sachlich und nüchtern. In einem Fall, in dem die gesellschaftlichen Verhältnisse ihm nach eigener Einschätzung keinerlei Spielraum lassen, hätte ein Sich-Wehren seinem rationalen Denken widersprochen:

"Ja, und dann kam natürlich der berühmte Tag X. Das war für mich der 24. April 1972, es kamen dann vormittags drei Herren in mein Büro und teilten mir mit, dass ich jetzt die Gelegenheit habe, den Betrieb an den Staat zu verkaufen. So, man war natürlich schon etwas vororientiert, es gab ja da schon Informationen in der Presse, und es gab eigentlich keine Alternative."

Werner Kettner, der zu diesem Zeitpunkt 46 Jahre alt ist, kann, wie viele seiner Kollegen, mit Duldung der SED als Direktor seines nun volkseigenen Betriebs bleiben. Da er seine ganze Kraft in den Aufbau des Betriebs gesteckt hat, ist das Bleiben für ihn selbst keine Frage, über die er lange nachdenken musste. Er will weiter mitreden können bei der Entwicklung des Betriebes und hätte damals, unabhängig von dem veränderten Eigentumsstatus, den Betrieb weitergeleitet als sei es nach wie vor sein eigener. Im Vordergrund stand stets das Ziel der Weiterexistenz des Betriebs. Es ist daher auch nicht der Verlust des Eigentums, der künftig zu Konflikten mit der SED oder mit vorgesetzten Wirtschaftsfunktionären führen sollte, sondern der Dissens über Inhalte sowie die, wie er meint, sach- und fachfremden Wirtschaftsprinzipien, denen er sich nach 1972 wider besseren Wissens unterordnen musste:

"Selbstverständlich, immerhin 25 Jahre Aufbauarbeit geleistet, und dann kann man nicht plötzlich volkseigen umdenken. Im Gegenteil, es gab oft Kontroversen, wenn nun der Staatsapparat kam und mir versuchte, seine Linie vorzugeben, weil ich gewöhnt war, wirtschaftlich zu denken und gewinnorientiert zu arbeiten."

Weil sich Werner Kettner auch als volkseigener Direktor einen großen Teil fachlichen Ehrgeizes und Privatinitiative bewahren kann, bleibt der Betrieb effizient und erfolgreich. Einzelprodukte werden sogar mit Goldmedaillen auf den Leipziger Messen 1978 und 1984 prämiert und der Export wird weiter ausgebaut. Werner Kettner ist überzeugt, dass sein Betrieb eine von wenigen Ausnahmen war und "das Niveau der Gesellschaft" seit der Verstaatlichung der letzten kleinen und mittelständischen Betriebe stetig gesunken sei. Der Wirtschaft seien die letzten Anreize für Wettbewerb, Leistung und Gewinnstreben entzogen worden.

"Und das kommt eben als 1972 ... die letzten etwa 11.000 Betriebe, die noch leistungsorientiert, Gewinn orientiert, Existenz sichernd arbeiten mussten, verstaatlicht wurden. Wir waren also die letzten Impulsgeber. Und man hat heute nachgewiesen, dass von diesem Zeitpunkt der Verfall der Wirtschaft immer größer wurde. Das ist also eine Gesetzmäßigkeit."

In dem Begriff 'Gesetzmäßigkeit' kommt ein zweiter zentraler Aspekt in der Lebensphilosophie von Werner Kettner zum Ausdruck, der sich leitmotivisch auch in vielen anderen Gesprächspassagen findet: Eine darwinistische Auffassung der Gesellschaft als naturgesetzlich gegebene und damit auch sinnvolle Auseinandersetzung zwischen den Menschen, bei der sich die Stärkeren und Leistungsfähigeren durchsetzen. Denn, auch dies ist in den Augen von Werner Kettner eine Naturgesetzlichkeit: Der Mensch neige dazu, dem Leistungsdruck auszuweichen. Dies könne dazu führen, dass eine Gesellschaft in ihrem Lebensstandard insgesamt abfalle. Eine Gesellschaft kann sich nach Auffassung von Werner Kettner daher nur dann effizient weiterentwickeln, wenn die Individuen gezwungen sind, ihre Existenzgrundlage über persönliche Leistung, Risikobereitschaft und Verantwortungsübernahme und Eigeninitiative zu sichern. Und "das war ja das Problem im Sozialismus: Den einzelnen hat es nie getroffen. Alle waren untereinander abgesichert." Allerdings müsse diese naturgesetzliche Dynamik durch staatliche Rahmenbedingungen so eingedämmt werden, dass es nicht zu gravierenden sozialen Notlagen oder Ungerechtigkeiten

für die Leistungsschwachen komme. Die freie Marktwirtschaft müsse in diesem Sinne auch eine soziale sein. Mit dieser Einstellung unterscheidet sich Werner Kettner deutlich von der durch das gesellschaftliche Leitbild der Gleichheit geprägten ostdeutschen Mehrheitsmeinung, nach der nicht nur für die Zeit der DDR, sondern auch heute noch Reichtum und hohe Einkommensunterschiede kritischer als im Westen betrachtet werden (Delhey 1998; Mau 1997). Andererseits will Werner Kettner das meritokratische Leistungsprinzip nicht verabsolutieren. Aber es ist weniger Gleichheit, sondern mehr ein gewisser Grad an sozialer Sicherheit, mit der Werner Kettner den Wettbewerb flankiert sehen will. Sie müsse nur soweit gehen, dass sie nicht zu einem Absinken der Arbeitsleistung und damit des gesellschaftlichen Lebensstandards insgesamt führe. Sie müsse zudem - dies sei der Fehler der DDR-Führung gewesen - bezahlbar sein.

„Es gibt nämlich ein simples Naturgesetz, das die ganze Entwicklung der Menschheit immer nur mit einer bestimmten Auseinandersetzung miteinander, zueinander und gegeneinander erfolgt ist, das Bessere hat sich eben weiterentwickelt. Das ist in der Frühgeschichte so gewesen. Und der Sozialismus hatte eben das Problem, dass alles gleich war. Es gab also nicht mehr die Auseinandersetzung, und damit war der Verfall vorprogrammiert. Und das könnte man sogar an unserem Betrieb hier sehen, er ist in seiner Leistung immer mehr zurückgegangen, weil es die Auseinandersetzung, den Wettbewerb nicht gegeben hat. Deshalb betrachte ich auch den Wettbewerb, der in der Wirtschaft sich vollzieht, nicht unbedingt als einen Nachteil, sondern als eine Herausforderung ... Und der Sozialismus ist meines Erachtens nur eine Theorie, ist also eine Vorstellung von einem Idealeben, die zwar herrlich wäre, wenn sie zu verwirklichen ginge, aber ich sehe ganz einfach für die Menschen keine Möglichkeit, sich diese Vorstellung zu verwirklichen. Da sind Naturgesetze einfach dagegen, wobei ich natürlich einsehe zum Beispiel, dass diese Marktwirtschaft doch ein paar Gesetzmäßigkeiten annimmt, die nun doch den Menschen in seiner Privatsphäre, in seinem Individualismus ein bisschen schützen.“

Das Modell eines liberalen Wohlfahrtsstaates mit einem sozialen Netz, das im marktwirtschaftlichen Wettbewerb ein Mindestmaß an Sicherheit gewährt, sollte nach Werner Kettners Auffassung durch eine mäßige Form der Kollektivität ergänzt werden.

"Ich bin also gegen den Kollektivgeist, das Individuum muss sich schon wieder entfalten können. Aber man soll auch nicht so eingebildet sein, dass man alles allein machen kann."

So sehr sich Werner Kettner in seiner Betonung von Freiheit und Individualität auch vom mainstream ostdeutscher Leitbilder abhebt, so sehr weisen seine Forderungen nach flankierender sozialer Sicherheit und sein Festhalten an einer grundlegenden Gemeinschaftsorientierung auf eine staatssozialistische Prägung seiner Orientierungen hin.

Es ist für die Auffassung Werner Kettners ebenfalls typisch, dass für ihn der eigentliche Bruch in der Entwicklung des Betriebs und der Beginn der wirtschaftlichen Abwärtsentwicklung in der DDR nicht mit der Änderung des Eigentumstatus seines Betriebs 1972 zusammen fällt. Er kann persönlichen Verlust des Eigentums und die Wertung der wirtschaftlichen Entwicklung in der DDR trennen. Es sind die davon unabhängigen gravierenden Fehler in der Wirtschaftspolitik, die sich seit 1977 vor allem in einer forcierten Zentralisierung der Betriebe äußerten, die er für das Versagen der Wirtschaftspolitik in der DDR verantwortlich macht. Zu diesem Zeitpunkt erhält er den Auftrag, insgesamt sieben Wurzener Betriebe, die 1972 verstaatlicht worden waren und vom Profil her zum Teil der Fördertechnik, zum Teil dem Maschinenbau angehören, zu einem einzigen VEB zusammenzuschließen. Obwohl er zunächst versucht, den Betrieben unter den gegebenen Bedingungen weiterhin soviel Eigenständigkeit zu lassen wie möglich, bezeichnet er die nun beginnende Phase als die eigentliche "total sozialistische Zeit", die zum Ende der DDR geführt hätte:

"Es waren in Wurzen und ein Betrieb in Leipzig und noch eine Tischlerei auf dem Lande, etwa 7 Unternehmen, die ich nun zu einem Betrieb zusammenschließen musste. Das war eigentlich nun der wirkliche Beginn der gesamten Problematik, und man kann heute schon sagen, der Beginn der Abwärtsentwicklung.

„Ich bin dann hier aus meinem Betriebsgebäude in einen anderen Betrieb gezogen, der große Räume hatte. Ich musste ja die Verwaltung konzentrieren, habe aber wohlweislich die Betriebe in ihrer Produktionseinheit und auch bis zur Materialversorgung und zur Verkaufsabteilung eigenständig geführt, also eigentlich nur die Betriebsabrechnung zentralisiert. Das war sehr gut, weil natürlich auch das Produktionsprofil dieser einzelnen Betriebsteile ja sehr unterschiedlich war. Das reichte also von einem großen Einmannkippenbagger über Transportgeräte bis zu meinem kleinen Elektrokettenzug. Völlig unterschiedliche Technologien und Erzeugnisse, ein ganz unterschiedlicher Materialeinsatz.

Das lief also relativ gut, und ich habe damals immer noch jährlich rund 5 Millionen Gewinn gemacht mit dieser nunmehr größeren Betriebseinheit von nahezu 300 Beschäftigten. Die SED-Kreisleitung hat mich des Öfteren natürlich nun zum Rapport bestellt und mir immer wieder vorgeworfen, ich würde die Betriebe in ihrer Eigenständigkeit weiterhin erhalten und nicht zu einem großen volkseigenen Betrieb zusammenfügen. Man wollte also unbedingt verhindern, dass diese alten privaten Strukturen irgendwie erhalten bleiben ... ich habe mich also da nicht beirren lassen, ...weil die Logik mir gesagt hat, das kann gar nicht anders gehen. Es ist selbstverständlich, dass Betriebe nach Erzeugnislinien arbeiten und geleitet werden."

1983 sei die politische Linie noch einmal dadurch verschärft worden, dass in den Leitungsorganen fast alle Nichtgenossen ausgewechselt worden seien. Auch Werner Kettner muss 1983 seinen Direktorenposten räumen, kann aber immerhin im Betrieb bleiben und den Export weiter ausbauen. Inzwischen hat er als Kreistagsabgeordneter für die LDPD seiner Meinung nach einen gewissen politischen Status in der Kommune gewonnen. Der 'Komplementärspartei' LDPD sei er schon sehr frühzeitig beigetreten, weil man sich in seiner Position "irgendwo engagieren musste". Er versteht dies als eine Form der Anpassung, die er moralisch vertretbar findet, denn Anpassung, so sein Fazit, sei in der DDR "eine dringende Lebensnotwendigkeit" gewesen. Allerdings müsse man differenzieren, wie weit eine Person diese Anpassung subjektiv getrieben und diesen Zwang zur Anpassung subjektiv empfunden habe.

"Natürlich wurde man ja dann gewissermaßen auch mal gezwungen, anlässlich einer Mai-Demonstration oder anderer Veranstaltungen, einige Kernsätze über diesen Staat zu äußern, aber insgesamt habe ich eine grundsätzlich liberale Auffassung gehabt und bin auch deshalb dann in die Liberal-Demokratische-Partei eingetreten. Und wir haben ja an der Basis Liberalität praktiziert. Es war also ein ganz freimütiges Wirken. Und in dieser Partei waren nun eben damals vor allen Dingen dann die Komplementäre".

In seiner Selbstcharakterisierung als Betriebsleiter beschreibt sich Werner Kettner als jemand, der im Betrieb weniger politisch aufgetreten ist als an die Facharbeiterlehre, Leistung und gute Umgangsformen appelliert hätte. Mit dieser Haltung setzt er sich entschieden von den der SED eingesetzten Betriebsleiter in den schon länger bestehenden VEB-Betrieben ab, die seiner Meinung nach vor allem mit Hilfe des Parteiabzeichens Arbeitsdisziplin und Normerfüllung durchsetzen konnten. Den 'proletarischen Habitus', mit dem diese

Betriebsleiter aufgetreten seien, macht er an der Charakterisierung des Betriebsleiters eines benachbarten VEB Herrn Egon Wutta (geb. 1931) deutlich, der sich vom Schlosser zum Betriebsdirektor hochgearbeitet hatte. Er beschreibt ihn als "Herrschnatur unter Ausnutzung des Parteibuchs" und einem Auftreten, das "abrupt proletarisch ohne jegliches Gefühl" gewesen sei.

"Na ja, die machten also ihre Saunaabende mit den Kommandanten ... also in der Regel war ein Betriebsdirektor ein Mann, der ein bisschen skrupellos war, aber trotzdem möchte ich differenzieren, auch gerade bei den Wurzenern: es gab also auch Leute, die trotzdem einen Bildungsgrad hatten, Umgangsformen."

Ein mittelständischer Betriebsleiter wie er hätte sich schon aus politischen Gründen stärker von den Mitarbeitern abgrenzen müssen. Bei ihm hätte es „die in VEB-Betrieben übliche Kumpanei unter Betriebsangehörigen bzw. Duz-Verhältnisse“ unabhängig von der jeweiligen Position nicht gegeben. Werner Kettner ist überzeugt, dass seine Autorität nur durch seine Vorbildwirkung im fachlichen Bereich und durch das Vertreten bestimmter Werte wie z.B. Bescheidenheit und Höflichkeit Geltung erlangt hätte. Diese Auffassung hätte sich auch in betrieblichen Umgangsformen und der äußeren Erscheinung niedergeschlagen. Werner Kettner, der betont, immer mit Anzug und Krawatte im Betrieb erschienen zu sein, gilt am Ort, dies bestätigen auch andere Interviewpersonen, als gebildeter, kultivierter "feiner Mann", der immer die Form gewahrt hätte.

Die Autorität und das Auftreten der Betriebsleiter in Alt-VEB beschreibt er als ambivalent: Einerseits hätten sie über die politischen Strukturen moralischen Druck und Autorität ausüben können, andererseits hätte der selbst gestellte Anspruch der politischen Führung durch eine umfassende betriebliche Sozialpolitik möglichst breitem Zuspruch der 'Werk tätigen' zu Staat und Gesellschaft zu gewinnen, dazu beigetragen, dass ein zu großes Abhängigkeitsverhältnis des Betriebsleiters von den Beschäftigten entstanden ist. Die Disziplinierung des Arbeitskollektivs wurde ganz im Sinne einer paternalistisch verstandenen Betriebspolitik mit dem Versprechen einer umfassenden Fürsorgepflicht eingefordert. Die Äußerung von Werner Kettner zeigt, dass er die Ambivalenz im Führungsstil anderer Betriebsleiter nicht zuletzt an ihrer sozialen Herkunft und Bildung festmacht. Die anderen Betriebsleiter aus den Alt-VEB sind seiner Meinung nach vielfach solche, die aus bildungsfernen Milieus kommen und denen

daher ein entsprechender sozialer und kultureller Hintergrund für eine fachliche Autorität fehle.

Er habe demgegenüber „ganz akkurat sein“ und „ein Wissen haben“ müssen, auf dessen Basis er mit seinen Mitarbeitern „sehr sachlich und gesetzesbewusst“ zusammenarbeiten musste. „Weil ich nicht in der Partei war und ich hatte also nicht diese politische Keule, mit der der Genosse Werkleiter seine Leute einschüchtern konnte ... Deshalb ging es auch in der Umgangsform sehr korrekt zu, dass sie (die Mitarbeiter, C.S.) anklopfen.“ Gleichwohl hebt auch Werner Kettner ebenfalls eine paternalistische Grundhaltung der Fürsorge und Verantwortlichkeit hervor, die er als Betriebsleiter seinen Mitarbeitern entgegengebracht hätte, die er jedoch mit einer grundsätzlich liberalen Haltung und einer gewissen Toleranz verbindet:

"Früher als wir den Kommunismus hatten, die Menschen kamen zu mir, und haben mir ihr Leid geklagt, hatte ich für jeden Verständnis. Das will ich eigentlich auch so beibehalten. Und deshalb bin ich schon ein Liberaler."

„So, dann kam diese Verstaatlichung, der Betriebsdirektor, der jetzt in Abhängigkeit war von der Zuneigung seiner Werktätigen und abhängig von den wenigen Genossen ... Wir gingen noch mit Hut, wir hatten immer 'ne Krawatte um. ... Und die hatten ja schon das proletarische Hemd draußen. Das sind Kleinigkeiten, die die ganz gern auch gehabt hätten, aber nicht wollten und konnten. ...Das waren Äußerlichkeiten.“ Andererseits seien die anderen Betriebsleiter über ihre Mitgliedschaft in der SED in das System ganz anders integriert gewesen. Dennoch konnte sich auch Werner Kettner, der seine soziale Verpflichtungen als Unternehmer ebenfalls ernst nahm, dabei aber mehr an frühere Traditionsbestände des Wirtschaftens anknüpfte als an die sozialistische Ideologie, einer loyalen Stammebelegschaft sicher sein.

Die wachsenden Unterschiede zwischen den einst noch privat wirtschaftenden Unternehmern und den nachfolgenden, häufig jüngeren volkseigen angestellten Betriebsleitern machten sich nach der Beobachtung von Werner Kettner ab Mitte der 1970er Jahre auch im Freizeitbereich bemerkbar. "Rein privat" habe es "etwa bis 1975 eine sehr offene Verbindung „ gegeben. „Ob im Kegelclub oder wo auch, weil es alle Leute waren, die dann aus dem Mittelstand gekommen sind oder Ingenieure, die im letzten Krieg waren, die also eine gemeinsame

Vergangenheit hatten." Dann sei mit den volkseigen angestellten jüngeren Betriebsdirektoren und anderen Funktionären eine neue Gruppe hinzugekommen.

"Das bedeutete, dass ... in diesem Kollektiv die Sprache eine andere wurde. Es wurde auch der Witz noch gepflegt, aber nicht so der politische. Es kehrte eine bestimmte Vorsicht ein, die Gesprächsthemen wurden andere, also zum Beispiel das Urlaubsthema oder der Tratsch und Klatsch, aber nicht mehr die geschichtliche Vergangenheit. Alles was sich politisch tangierte, wurde vermieden, um nicht irgend'ne Aussage zu machen, vor allem wenn man dann noch 'nen paar Bier getrunken hat, die einem hinterher schaden konnte."

Trotzdem sei viel Harmonie und Spaß mit im Spiel gewesen, weil die persönlichen Sorgen der meisten Leute geringer gewesen seien und als "volkseigener Angestellter ... kaum einer ein Risiko" gehabt hätte.

Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal, das Werner Kettner ebenfalls erwähnt, ist die Tatsache, dass seine Ehefrau die traditionelle familiale Rolle bevorzugte. Sie verzichtete auf eine Berufstätigkeit und widmete sich weitgehend dem Haushalt und der Kindererziehung. Zwar besuchte seine Tochter einen Kindergarten, aber es war der christliche und nicht der staatliche. Dies war für Handwerkerschichten, sonstige private Selbständige oder Familien, die dem gebildeten Bürgertum angehörten, keine Seltenheit, drückte aber eher eine Distanz zu Staat und Partei als ein besonderes Glaubensbekenntnis aus.

In den 1980er Jahren hatte sich Werner Kettner mit seiner Funktion als Fachmann und Experte für den Export gut arrangieren können. Im Betrieb, der ihm formal nicht mehr gehörte, agierte er dennoch weiter nach den Rationalitätskriterien wirtschaftlichen Handelns, die er sich in der Aufbauphase der Nachkriegszeit angeeignet hatte: Dies seien die „Anerkennung der Geldfunktion“ und des „Gewinns im ökonomischen Tausch“ gewesen, sowie Eigeninitiative und die Betonung des Leistungsprinzips. Er konnte internationale Handelsbeziehungen, vor allem mit dem nichtsozialistischen Wirtschaftssystem (NSW), aufbauen. Für ihn, dessen Status man im DDR Jargon mit 'Reisekader' bezeichnete, waren die Grenzen nicht geschlossen. Dies war für ihn eines der größten Privilegien in einer Gesellschaft, die ansonsten für einen Mittelständler wie ihn aus politisch-ideologischen Gründen keinerlei Gratifikationen bereithielt. Werner Kettner konnte sich daher auch schon

vor dem Fall der Mauer aus auf dem Weltmarkt. Die Grenzen bestanden für ihn in der beschränkten Produktionskapazität. Er beschreibt dies so:

"Das damalige Kombinat hatte kühne Vorstellungen über den Ausbau dieser Exportlinien, und es ist mir tatsächlich dann auch gelungen, weltweit diese Exportlinie zu schaffenwurde dann bis Australien, Vertretungen in Bangkok, Hongkong, Singapur, Südamerika, Nordafrika. Und natürlich waren die Preise, die damals für diesen Elektrokettenzug vom Außenhandel verlangt wurden, weit niedriger als die sonst üblichen Preise auf dem Weltmarkt. Das hatte natürlich auch etwas zu tun mit der damaligen Stellung der DDR im Welthandel. Es gab doch bestimmte Unzuverlässigkeiten. Eigentlich auch etwas diskriminierend: Das 'Made in East Germany' war nicht unbedingt ein Markenzeichen, obwohl unsere Geräte keine Reklamationen hatten und weltweit einen guten Namen. Aber das Geschäft haben eben dann die Generalimporteure gemacht. Sie haben die Ware relativ billig eingekauft und dann schon zu Weltmarktpreisen in ihrem Lande verkauft, sich also dort eine recht gute Gewinnspanne verschafft. Und dieser Aufbau war also erfolgreich. Was natürlich dann plötzlich ein Problem wurde, war die Produktionskapazität. Sie konnte also nicht so entwickelt werden, wie man es sich vorgestellt hatte. Es ging dann zuerst der Export zu Lasten des Inlands, das Inland bekam also dann überhaupt keine Produkte mehr hier aus dieser Produktion Hebezeuge. Und es konnte dann sogar der Export nicht mehr gesteigert werden. So ging das also mehrere Jahre. Ich war schon viel im Ausland und habe zur damaligen Zeit eben sehr aktiv diese Exportlinie aufgebaut und gepflegt, eigentlich oft im Widerspruch zu den Methoden, die dann doch hier in der DDR Praxis waren, dieses Funktionärsprinzip, mit denen dann auch Verhandlungen geführt wurden."

Der plötzliche Zusammenbruch der DDR und die damit verbundenen sozialen Auseinandersetzungen, sei es auf der Straße, sei es in den Betrieben, werden von Werner Kettner in beiden Interviews nicht erwähnt. Auf die in den 1980er Jahren wachsenden Engpässe beim Export und die in seinen Augen wirtschaftlich ineffizienten Diktate der SED folgen in seiner Schilderung bruchlos Wiedervereinigung und der schrittweise Übergang seines Betriebes in die Marktwirtschaft.

"So und das ging etwa so bis zum Jahr 1989, im Herbst '89, damals noch von der Liberaldemokratischen Partei aus gab es dann schon erst im November, Dezember erste Gespräche über Forderungen nach einer Reprivatisierung. Es war ja dann schon ein

bestimmter Umbruch sichtbar hier in der DDR, und etwa im Februar/März bat man mich dann, von dem damaligen Unternehmerverband aus ... in einer Regierungskommission bei der Bildung des Reprivatisierungsgesetzes" mitzuwirken.

Wichtig ist ihm das Resultat der Wende, aber auch hier wieder nur in Hinblick auf den wieder gewonnenen Betrieb, der weiter existiert. Die Hoffnung auf eine zukünftige stabile betriebliche Entwicklung ist ein wesentlicher Grund dafür, dass sich Werner Kettner als ein „totaler Verfechter“ der Wiedervereinigung" bezeichnete. Zunächst einmal - und vor jeder kritischen Bilanzierung - leiten Werner Kettner bei der Reprivatisierung seines Betriebes zwei Motive: Er will seiner Frau und seiner Tochter eine Existenzgrundlage schaffen und zweitens sich noch einmal „verwirklichen“, schon um sein Lebenswerk „nicht in Schutt und Asche zu fahren“.

Die sozialen Netzwerke der ehemaligen Betriebsinhaber waren nach der Vollverstaatlichung der Betriebe in der DDR zwar nicht verschwunden, wurden jedoch nicht mehr aktiv genutzt. 1989 kann Werner Kettner schnell die alten Kontakte zu ehemaligen Privatinhabern "zwei Kollegen aus der Zeit vor 1972" reaktivieren und mit ihnen zusammen einen Aufruf an alle '72er Betriebe in Leipzig starten.

"Und wir haben uns dann getroffen in einem zentralen Gebäude und haben eine Petition verfasst an den Vorsitzenden des Rates des Bezirkes und an den Vorsitzenden des Wirtschaftsrates des Bezirkes Leipzig und haben ... aufgefordert, sich dieser beginnenden Privatisierung nicht entgegenzustellen und zu verhindern, dass diese Betriebe, die nun eigentlich doch reprivatisiert werden sollten, noch verhökert werden."

Noch unter der Regierung Modrow wurde Werner Kettner aufgrund dieser Initiative nach Berlin gebeten, um an einem Reprivatisierungsgesetz mitzuwirken. Den Erfolg dieses Gesetzes hält er bis auf die Verhinderung einer Vermögensabgabe für die Alteigentümer allerdings für eher gering. Er begründet das damit, dass der ostdeutsche Mittelstand keine Lobby gehabt hätte und daher kein Macht- bzw. Risikofaktor für die Politik gewesen sei. Sein Gesamturteil fällt zwiespältig aus:

"Es war eben damals das Hefestück, würde ich sagen. Das Hefestück für diesen ganzen Umwandlungsprozess, der dann doch - wenn auch zögerlich - unter Modrow noch begonnen

hat. Denn dieses Gesetz wurde ja mit von der Modrow-Regierung erarbeitet, nur eben unter dem Gesichtspunkt, dass diese Privatisierung und diese ganze Umgestaltung zur Marktwirtschaft in Etappen sich vollzieht. Wir sagten damals, wenn man das über Nacht macht, und über Nacht also eine Marktwirtschaft mit vollem Konkurrenzwirken hier im Osten Deutschlands gestaltet, sind wir einfach nicht konkurrenzfähig. Es fehlten alle Voraussetzungen ...ich meine, politisch war es vielleicht richtig, wirtschaftlich wird es die Zukunft zeigen, jedenfalls ich war dann der Erste mit hier im Bezirk Leipzig als Beispielbetrieb, der am 1. Mai 1990 seinen Betrieb reprivatisierte."

Seit der Reprivatisierung im Mai 1990 hat Werner Kettner das, was er 1977/78 einmal vollziehen musste, nämlich den Zusammenschluss von Betrieben, wieder in sein Gegenteil verwandelt. Aus dem ehemaligen VEB haben es seiner Ansicht nach 90% der Alteigentümer gewagt, die Reprivatisierung anzugehen. Entstanden seien sechs Kleinbetriebe, von denen sein Betrieb mit rund 100 Beschäftigten (1996 mit 60 Beschäftigten, CS) der größte sei. Um das Risiko begrenzt zu halten in dieser, wie er sagt, doch etwas unsicheren Zeit und angesichts seines vorgerückten Alters, hat er sich zur Gründung einer GmbH entschlossen. Als Geschäftsführer setzte Werner Kettner, der eine Tochter hat, seinen Schwiegersohn ein. Dies sei ein, wie er meint, ideen- und initiativenreichen Diplomingenieur aus der Fahrzeugbranche, ohne den er die Reprivatisierung vielleicht sogar überhaupt nicht durchgeführt hätte. Ferner hat er auch ehemalige Mitarbeiter, z. T. noch aus der ehemaligen privatwirtschaftlichen Zeit, als Gesellschafter in die GmbH hinein genommen. Auch seine Tochter, die eine betriebswirtschaftliche Ausbildung absolviert hat, ist 1996 mit in die Geschäftsleitung eingestiegen.

Werner Kettner bezieht sich in seiner rückblickenden Lebens- und Geschäftsbilanz auf drei Bereiche, auf die er als Ressource für den beruflichen Neuanfang zurückgreifen kann. Dies sind:

- a) familiäre Traditionen;
- b) seine beruflichen Kenntnisse und Erfahrungen;
- c) regionale Traditionen und Mentalitäten;

Ad a) Was die verwandtschaftliche Linie betrifft, so greift Werner Kettner weit zurück. Sein Vater sei zwar Postbeamter gewesen, doch wenn man bis 1570 zurückblende, würde man

sehen, dass die Vorfahren immer als selbständige Leineweber tätig waren: "Und das steckt drin." Die andere Linie sei bäuerlich geprägt: "Landwirtschaft soweit wir denken können."

Ad b) Die Kenntnisse, die er in seiner Position braucht beschreibt er wie folgt:

"Natürlich einen großen Erfahrungsschatz, den ich mir später aufgebaut habe im wirtschaftlichen Denken, im Wettbewerb, im technischen Vergleich, in der Betriebsorganisation und ganz besonders dann in dieser Exporttätigkeit, in den Messen und dem Wettbewerbspartner. ... Und heute muss ich sagen, entscheidend ist, dass man, wenn man ein mittelständisches Unternehmen leitet, ein Techniker ist. Man muss sein Produkt kennen, man muss wissen, wo man ansetzen muss, um dieses Produkt weltmarktfähig zu machen, und man muss aber auch ein guter Betriebswirt sein. Ich muss also alle ökonomischen Zusammenhänge kennen im Betrieb."

Ad c) Ohne den Lokalpatriotismus überzubetonen, verweist Werner Kettner mit begründeter Zuversicht doch auf gewisse regionale Traditionen und Mentalitäten. Er ist der Meinung, dass "die Sachsen .. doch von Natur aus ein fleißiges Volk sind", was die Geschichte bewiesen hätte und "dann natürlich auch dieses Konzentrierte hier in dieser Wirtschaft, dieser früher hier ausgeprägte Mittelstand, der sich wieder etabliert. Allein in meinem Freundeskreis beginnen viele kleine Mittelständler zwischen 5 und 50 Beschäftigten nun aus den Höhlen hervorzukriechen, gehen in die Startlöcher."

Zuletzt kommt Werner Kettner noch auf spezifisch ostdeutsche Mentalitätsprägungen zu sprechen. Aus dieser Perspektive spricht er von Vor- und Nachteilen. Die Tatsache, dass die Ostdeutschen Verzicht gewöhnt seien, lässt ihn von steigenden Chancen für die mittelständische Industrie im Osten sprechen.

"Ich bin sogar heute der Meinung, je größer jetzt die Probleme der alten Bundesländer werden, umso größer sind die Chancen des Aufstiegs im Osten, weil die Leute hier auf Verzicht gewöhnt sind ..."

Die Chance der Ostdeutschen bestünde auch darin, dass sie anders als die Westdeutschen, die sich auf ihrem Wohlstand zu lange ausgeruht hätten, reformbereit und innovativ sein müssten.

Andererseits glaubt er, dass ein "richtiger, typischer alter DDR-Bürger" nicht erkenne, welchen "Regulierungswert" heutzutage Geld, Konkurrenz, Wettbewerb und der Gewinn hätten, denn "das war in der DDR nicht so. In der DDR wurde irgendwo ein Planentwurf gemacht und eine Entscheidung und meistens dann nach politischen Gesichtspunkten oder auch nach sozialen."

Sein Verhältnis zu Freunden und Mitarbeitern hat sich in seinen Augen nicht wesentlich geändert. Da sei nach wie vor "größeres Vertrauen" da. Weil er auch früher "Kumpanei" abgelehnt hätte und sich die nötige soziale Autorität durch fachliche Autorität hergestellt hätte, sei eine Umstellung des betrieblichen Führungsstils nicht erforderlich gewesen. Zwar weiß er, dass soziale Unterschiede und damit auch soziale Distanzen in Zukunft zunehmen würden, er empfindet das aber als eine Entwicklung „zurück zur Normalität“. Die Akzeptanz größerer Einkommens- und Statusunterschiede in Ostdeutschland ist für Werner Kettner daher eine reine "Generationenfrage". Es ist interessant, dass er Statusunterschiede beim Mittelstand beispielhaft nicht an der Person des Unternehmers, sondern am Konsum und dem Äußeren der Ehefrauen und Kindern mittelständischer Betriebsinhaber festmacht. Die Unternehmerpersönlichkeiten, einschließlich sich selbst, charakterisiert er stattdessen als maßvolle, Kosten bewusste Ökonomen, die jede Mark Gewinn wieder in ihren Betrieb stecken würden. Andererseits gibt er zu, dass selbst bei gegenwärtig noch mäßigem Einkommen die Alteigentümer durch ihren Besitz gegenüber der ehemaligen sozialistischen technischen Intelligenz, bei der sich die Vermögensverhältnisse erst langsam herauszubilden begännen, im Vorteil seien. Hier beobachtet er sogar einen gewissen Neid:

"So, es gibt Ansätze von Differenzierung, meistens bei den Ehefrauen der Unternehmer, die dann mit dem großen Wagen vorfahren, ´nen bisschen anders gekleidet sind, also öffentlich schon ´nen bisschen lockerer auftreten. Also die Besitzverhältnisse bilden sich langsam heraus, wobei die Schuldverhältnisse noch überwiegen, weil auch viele Mittelständler Pleite gehen. ... Wir spüren manchmal in bestimmten Kreisen, ... so diese Ingenieure, die gebildete Schicht des Sozialismus, die noch nicht entsprechend jetzt aufgrund ihrer Besitzverhältnisse Mittelständler werden, ein bestimmtes Neidgefühl. Werner Kettner versucht ganz im Sinne seiner Auffassung einer prinzipiell bescheidenen Lebensführung auch im Betrieb Statussymbole der Mitglieder der Unternehmensleitung nach außen hin im Rahmen zu halten:

"Ich meine wir haben sicher in unserem Unternehmen auch unsere Politik, das geht beim Autotyp los, dass wir also immer im Rahmen bleiben, ... aber man differiert dann schon."

Gelderwerb und Gewinn sind für Werner Kettner also zunächst einmal Ausdruck von Leistung. Sie dienen nicht dem persönlichen, luxurierenden Konsum oder individueller Bereicherung, sondern gelten als unerlässliche Basis verantwortungsvollem wirtschaftlichen Handelns eines Unternehmers, der seine Tätigkeit - so hat es Max Weber schon beschrieben - vor allem als berufliche Verpflichtung versteht. Eine so gestaltete Lebensarbeit steht "im Dienste einer rationalen Gestaltung der materiellen Güterversorgung der Menschheit" (Weber 1969:64).

Ein Maßhalten in Ansprüchen erwartet er auch von seiner Belegschaft. Dies will er aber nicht im Sinne eines generellen Verzichts auf berechnete Arbeitnehmerrechte verstanden wissen, sondern als situationsbedingten Verzicht auf Zeit. Fürsorge und Verpflichtung gegenüber der Belegschaft sind für ihn nach wie vor eine Maxime, aber nicht als Hemmnis für Leistungsanreize und die Übernahme persönlichen Risikos. Soziale Verantwortung, da will er unterscheiden, dürfe nicht wie früher unabhängig von der wirtschaftlichen Kraft gezeigt werden, sondern müsse sich am Bestand des Betriebs ausrichten. Es ist also nicht nur die protestantische Ethik, die aus den Worten von Werner Kettner spricht. Die von ihm beanspruchte Gültigkeit einer ethisch gefärbten Maxime maßvoller Unternehmensführung, die sich in erster Linie der Allgemeinheit verpflichtet fühlt, hat nur dann eine Berechtigung, wenn sie der tatsächlichen wirtschaftlichen Kraft des Mittelstands entspricht. Solange sich Leistung und wirtschaftlicher Erfolg beim Wirtschaftsbürgertum noch nicht umfassend eingestellt hätten, so die Schlussfolgerung von Werner Kettner, würden diese Kreise auch mit einem gewissen Recht noch nicht die angemessene gesellschaftliche Bedeutung und Ausstrahlung (wieder)erlangen.

Die persönliche Lebensbilanz von Werner Kettner wäre auch ohne den Zusammenbruch der DDR und die Reprivatisierung des Betriebs positiv ausgefallen. Da es nicht Eigentum und persönliche Güter sind, die für ihn zählen, sondern die daraus entstehenden Berufspflichten, hat sich Werner Kettner in der Vergangenheit nichts vorzuwerfen. So gesehen hat er auch in der DDR seinem Selbstverständnis nach moralische Standfestigkeit und berufliche Identität wahren können. Was für ihn zählt ist der berufliche Erfolg durch die weltweite Anerkennung "seiner" Produkte, die er über den Export und viele Messebeteiligungen erlebt hat. Es ist

bemerkenswert, dass sogar nach Aufkauf des Betriebs durch den Staat die Identifikation mit dem Betrieb bestehen blieb und sich in entsprechendem Handeln niederschlug. Auch später, als angestellter Betriebsdirektor im volkseigenen Betrieb und sogar nach dem Verlust dieser Position, konnte er als 'graue Eminenz' im Hintergrund die Geschicke des Betriebes weitgehend mitbestimmen. Häufige Reisen in das westliche Ausland durch seine Verantwortung für den Außenhandel und die damit verbundenen Privilegien (Zugang zu Devisen) verliehen ihm am Ort und im Betrieb ebenfalls einen besonderen Status und bewirkten eine ausgesprochene Westorientierung. Die staatliche Politik gewährte diese persönlichen Vergünstigungen, weil sie vom Erfolg des Betriebs profitierte. Dieser Erfolg aber war mit der Person von Werner Kettner und seinem Engagement, das aus der hohen Identifikation mit dem Betrieb resultierte, verbunden. Werner Kettners Verständnis von naturgesetzlicher Dynamik, in der sich das/der Bessere durchsetzt, hindert ihn an einer unrealistischen Auseinandersetzung mit der politischen Macht. Stattdessen nutzt er geschickt Spielräume gerade weil er bereit ist, sich in für ihn moralisch vertretbaren Grenzen der gesellschaftlichen und politischen Praxis einzufügen. Politische Systeme - und seien sie noch so Macht gestützt - so lässt sich seine Haltung interpretieren, haben nur solange Bestand, wie sie leistungsstark sind. Zwischen den Zeilen schwingt hier mit, dass er im Fall des Staatskapitalismus, dieser 'absoluten Planwirtschaft' unter diesem Gesichtspunkt mit einer kürzeren Lebenszeit gerechnet hat, weil sie "jede private Initiative im Keim erstickt" hat.

Vor dem Hintergrund des bisherigen Arrangements mit der staatlichen Macht der DDR bedeutet die Wiedervereinigung für Werner Kettner nicht die Stunde Null, mit der plötzlich eine neue Welt anbrach und sich sein Leben und das seiner Familie in allen Bezügen endlich wieder zum Positiven wendet. Aus seiner Sicht hat er auch in der Vergangenheit stets das Beste unter den gegebenen Bedingungen gemacht. Alles andere lag nicht in seiner Hand. Allerdings eröffnen sich mit der Deutschen Einheit wirtschaftliche und damit noch einmal berufliche Horizonte, mit denen er ohne diese politischen Ereignisse nie gerechnet hätte. Die Möglichkeit einer selbständigen Unternehmensführung und die familiäre Weitergabe des Betriebs befanden sich in der DDR jenseits jeder Vorstellungskraft, selbst wenn sich Ende der 1980er Jahre die Spielräume für auf privater Basis betriebenes Gewerbe und Handwerk etwas zu vergrößern begannen.

Während des ganzen Interviews bleibt Werner Kettner in seinem Urteil über Vergangenheit und Gegenwart stets sachlich und rational. Nur in einem kurzen Moment ohne ich, was

Werner Kettner im Stillen bewegt. Es ist an der Stelle, als er davon redet, dass sich der lebenszeitliche Horizont für ihn noch einmal geöffnet hat, er sich aber gleichzeitig darüber im Klaren ist, dass die zeitliche Ressource für ihn begrenzt ist. Es überkommt ihn „so ein ganz kleines Wehmutsgefühl" und eine Ahnung davon, dass ein betrieblicher Neubeginn für ihn "etwas zu spät" ist: "Am besten wäre gewesen, wenn diese total sozialistische Zeit gar nicht eingetreten wäre, ... Es hätte zumindest nicht solange zu dauern brauchen."

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen:

Die Wurzeln-Studie brachte überraschende Ergebnisse zur Milieukontinuität hervor, die man beispielsweise bei der Gruppe von Mittelständlern beobachten konnte, die in einer kleinen Industriestadt wie Wurzeln zu DDR-Zeiten offenbar eine erheblich größere Rolle gespielt haben als man als Ergebnis der offiziellen Wirtschaftspolitik in der DDR gemeinhin annehmen konnte. Veränderungen in den Eigentums- und Produktionsverhältnissen schlugen sich nicht sofort als Veränderungen der sozialen Beziehungen und des Bewusstseins nieder. Mit der wirtschaftlichen Basis eines Milieus verschwanden nicht automatisch Habitus und Lebensstile, wenngleich sich dieser im Vergleich zu Unternehmern im Westen natürlich deutlich unterschied. Der unternehmerische Mittelstand blieb auch in der DDR-Gesellschaft eine Art von Subelite mit entsprechenden sozialen Beziehungen und wurde nicht zu einem schnell zu beseitigenden Relikt bürgerlicher Verhältnisse.

Vor dem Hintergrund der selbst in der aktuellen Transformationsforschung so oft betonten Nivellierung der Eigentums- und Einkommensstrukturen und der daraus resultierenden Unterstellung einer weitgehenden Entdifferenzierung der sozialistischen Sozialstruktur hätte es eigentlich keine weitreichenden SED-internen Diskussionen über den Umgang mit dem bürgerlichen Erbe geben dürfen. Tatsächlich aber zeigen die zahlreichen ideologischen Debatten, die die DDR-Geschichte durchziehen, dass mehr als vermutet Widersprüche, Barrieren und Verzögerungen im geplanten Umgestaltungsprozess zur sozialistischen Gesellschaft aufgetreten sind und die Ideologen der SED dazu gezwungen haben, sich immer wieder mit dem Verhältnis der Arbeiterklasse zu den noch verbliebenen Restschichten wie z.B. den ehemals selbständigen Bauern, der 'Klein- und Mittelbourgeoisie' oder der bürgerlichen Intelligenz auseinanderzusetzen. Empirische Forschungsergebnisse der DDR der 1970er Jahre hatten deutlich gemacht, dass die realsozialistische Wirklichkeit von der erwarteten Annäherung der Klassen und Schichten noch weit entfernt war. Unterschiedlich verteilte Ressourcen blieben weiterhin differenzierend,

wenngleich sich soziale Unterschiede weniger zwischen, sondern mehr innerhalb sozialer Schichten gezeigt hätten und die "Differenzierungsdominante" weniger durch Eigentums- oder Einkommensverhältnisse bestimmt gewesen ist, sondern "durch die vertikale und horizontale Achse geistiges Niveau der Arbeit, Bildung und Qualifikation." (Vgl. Röder 1998: 121) Insbesondere am Beispiel der Intelligenz konnte die "ungebrochene Kraft des Einflusses der sozialen Herkunft auf eine akademische Bildungslaufbahn" nachgewiesen werden. Die Rede war von vielfältigen positiven 'Bündelungseffekten', die auch das einheitliche Schul- und Bildungssystem offenbar nicht verhindern konnte und zu einer Bevorteilung der Kinder der Intelligenz in der Nutzung von Bildungs- und Aufstiegschancen geführt hätten (vgl. Bathke 1998: 184 ff.).

Im Bezug darauf, dass Mittelschichten als Teil der Bündnispolitik in einer als "Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus" bezeichneten Zeitspanne zur "bedarfsgerechten Versorgung der Bevölkerung effektiv einzubeziehen" waren, stand die SED-Kulturpolitik in einem stetigen Spannungsverhältnis. Es besteht darin, einerseits zwischen dem Anspruch einer profunden Erneuerung der Kultur und dem Selbstverständnis, als "Treuhanderin" und andererseits als "Vollstreckerin" in einzig legitimer Weise die "bürgerliche Kultur" zu beerben" (Ernst 1993:13). Auch wenn es nach offizieller Lesart kein Bürgertum mehr gab, blieben selbst unter neuen politischen und sozialen Bedingungen Elemente von Bürgertum als Lebensweise nicht nur unter der Hand erhalten, sondern sie wurden zu einem Teil für die DDR-Gesellschaft sogar bestimmend. Das bürgerliche Erbe in der Kulturpolitik und die Prägekraft bürgerlicher Lebensformen kann nach der Auffassung von Ernst "kaum hoch genug veranschlagt werden. Es mag paradox klingen, aber bürgerliche Werte und Verhaltensnormen waren das Modell, an dem die Partei- und Staatsführung sich bei der Konzeption der sozialistischen Leitbilder orientierte" (ebd.:13).⁷ In diesem Sinne könnten in vielen anderen Bereichen Beispiele der Tradierung genannt werden.

Am Fallbeispiel von Werner Kettner konnten wir einen komplexen mehrphasigen Entwicklungs- und Verarbeitungsprozess der wirtschaftlichen Umgestaltungsprozesse beobachten, der von den ersten Ansätzen zur staatlichen Beteiligung an Privatbetrieben 1956

⁷ Dies gilt auch für "die äußeren Formen, die im sozialistischen 'Knigge' anempfohlen wurden und sich zum weitaus größten Teil mit dem bürgerlichen Traditionsbestand" deckten. "Die bürgerlichen (Rest-)Gruppen konnten sich in ihrem sozialen Geltungsanspruch bestätigt sehen. Ihre spezifischen Verkehrsformen erhielten kollektive Verbindlichkeit. Kulturfunktionäre und Benimm-Autoren der DDR nahmen ... Abstand von inhaltlichen Eingriffen in den Verhaltenskodex. Sie beschränkten sich darauf, diesen zum 'Guten Ton' des Sozialismus umzutauften." (Ebd.:34)

bis zum Ende der Vollverstaatlichung 1977 und ihrer in den 1980er Jahren anschließenden vollständigen Integration in die Kombinatistruktur reichte. Nicht in jeder Etappe der wirtschaftlichen und politischen Umstrukturierungen in der DDR mussten die Interessen des Eigentümers mit planwirtschaftlichen Zielen auseinander fallen, zum Teil konnte er sich mit dem System in unterschiedlicher Weise arrangieren, ohne das als Selbstaufgabe zu empfinden. Der Verlust des Eigentums bedeutete nicht unbedingt auch einen Verlust an Privilegien wie Reisen, Zugangsmöglichkeiten zur D-Mark, leitende Positionen sowie die soziale Anerkennung im Betrieb und in der kommunalen Gemeinschaft. Die Lebens- und Betriebsgeschichte von Werner Kettner macht in eindrucksvoller Weise deutlich, in welchem Ausmaß die historische Chronologie der DDR für die Struktur des Lebenslaufs Bedeutung erhielt und wie sehr Denken und Handeln unter der Voraussetzung der prinzipiellen Offenheit des Erwartungshorizontes stattgefunden hat. Diese Tatsache, dass bestimmte zukünftige Entwicklungen für die Betroffenen nicht absehbar waren, gerät nach dem Ende der DDR viel zu leicht in Vergessenheit.

Auch andere Unternehmerbiographien in Wurzen beginnen mit dem Verweis auf eine längere Firmentradition und eine ausgeprägte Aufbruchsstimmung mit dem Ziel, den Betrieb nach Krieg und Demontage wieder aufzubauen oder neu zu gründen. Dies tun die Eigentümer unter großen persönlichen Anstrengungen, begleitendem Studium oder Zusatzqualifizierungen auf technischem Gebiet. Sie zeigen Disziplin und die Bereitschaft zum Verzicht, werden aber auch behindert durch zeitweilig erhebliche staatliche Repressionen, denen 1953 dann eine gewisse politische Wende folgte. Der 'Neue Kurs' vom Juni 1953 und die von Walter Ulbricht 1963 begonnenen Wirtschaftsreformen ließen den Unternehmern und späteren Komplementären noch weitgehende Freiräume für technische Innovationen, den Einsatz eigener Kompetenz, Exporte, eigenständige betriebswirtschaftliche Kalkulationen und einen gewissen Einfluss auf die Produktion. Die Anstrengungen des Wiederaufbaus und die damit verbundenen vielfältigen Investitionen, Bodenständigkeit, Firmentradition, das erreichte Alter, aber auch die Befürchtung, im Westen ebenfalls unsichere berufliche Ausgangsbedingungen zu haben, hielten von einer Flucht in die Bundesrepublik bis zum Mauerbau ab. Wegen ihrer lange Zeit volkswirtschaftlich oft recht anerkannten Position der Betriebe ziehen die von mir interviewten Komplementäre trotz staatlicher Beteiligung bis ungefähr zum Jahr 1970 eine insgesamt positive Bilanz. Allerdings ist dem Einwand von Lepsius zuzustimmen, der in seinem Buch über die Wirtschaftsführung in der DDR die Erfolgsbilanz etwas einschränken will. Er ist der Überzeugung, dass „angesichts der

erheblichen Subventionierung der Exportpreise und der Ausschließung von konkurrierenden Anbietern auf dem Binnenmarkt ... die Erfolgsbilanz vieler Betriebe nur unter den Bedingungen der Planwirtschaft entstanden“ ist. (FN) Mit der Vollverstaatlichung 1972 blieben die Unternehmer meist noch als Betriebsleiter im nunmehr volkseigenen Betrieb. Man konnte auf ihre Berufserfahrung und Qualifikation oft nicht verzichten. Das galt vor allem für die Fachkräfte in der bezirksgeleiteten B-Industrie. Sie hatten zwar erhebliche wirtschaftliche Nachteile und Beschränkungen, zugleich aber auch besondere Freiräume, weil man in der Region auf ihre Mithilfe bei der Versorgung der Bevölkerung besonders angewiesen war und Arbeitskräfte halten musste. Der mit der Verstaatlichung beginnende Zwang zu größerer politischer Anpassung schließt eine persönliche geistige Unabhängigkeit und Freiräume sowie eine manchmal spöttisch-distanzierte Haltung zu Staat und Politik nicht aus. Was das Verhältnis zu Staat und Parteiapparat betrifft, empfinden sie sich weder als Märtyrer noch als Widerstandskämpfer. Die staatliche Wirtschaftspolitik ist in ihren Augen inkompetent und störend, aber der Staat ist kein Gegner. Auch hielten sie sich von Politik nicht völlig fern. Die Haltungen reichen vom distanzierten Mitmachen und Stillhalteabkommen, um das Beste für den Betrieb herauszuholen. Sie waren auf die Sicherung der relativen Autonomie ihrer Betriebe gegenüber der politischen Machtstruktur, auf partikulare Ziele und Interessen ausgerichtet. Die „personalisierten und fragmentierten Entscheidungsarenen“ in der DDR-Wirtschaft, so ebenfalls Lepsius, hätten jedoch verhindert, dass sich die Gruppe der Mittelständler als ein Kollektiv mit Einfluss begreifen konnte. Ihre Handlungsmöglichkeiten beschränkten sich auf „ein Krisenmanagement als Einzelkämpfer“ innerhalb sehr begrenzter Kompetenzräume, die vor allem aus direkten Kontakten zu staatlichen Wirtschaftsfunktionären bestanden hätten. (FN) Die eigene unternehmerische Machtlosigkeit wurde nicht als persönliche Kränkung, sondern mehr als kollektives Schicksal betrachtet. Die Zukunft erschien jedoch meist offen: Geschichte ist aus ihrer Sicht dynamisch, auch dieses System endet einmal, selbst wenn man für die eigene Biographie einräumte, diese Änderungen vielleicht nicht mehr zu erleben.

Die Absetzung als Betriebsleiter, die Anfang der 1980er Jahre mit der Kombinatbildung erfolgte, wird in der Regel durch eine aus der Sicht meiner Gesprächspartner attraktive andere Tätigkeit im gleichen Betrieb (Export/Verkauf) kompensiert. Das zu diesem Zeitpunkt relativ nahe Rentenalter, die Möglichkeit von Reisen, machte den Schritt in die 'total sozialistische Zeit' erträglicher. Der darauf folgenden Verrentung, die bereits weit vor der Wende eintrat, stellte sich keiner der Mittelständler innerlich entgegen. Der erreichte relative Wohlstand und

gewisse Privilegien (Haus, Grundstück, Auto, Reisemöglichkeiten) werden am durchschnittlichen Lebensniveau eines DDR-Bürger gemessen und nicht am Lebensstandard im Westen. Dennoch betonen alle mittelständischen Unternehmer, mit denen ich gesprochen habe, in anderer Hinsicht ihre ausgeprägte Orientierung an der Bundesrepublik und dem westlichen Ausland (über das tägliche Fernsehen), die teilweise durch die Ausreise naher Verwandter in den Westen unterstützt wurde.

Die Mittelständler waren in der DDR aufgrund ihres Berufsstatus, ihres fachlichen Wissens, sowie einer bildungsbürgerlichen Kultiviertheit, die sich z.B. in einem Engagement für Heimatforschung oder in anderen kulturellen und sozialen Bereichen ausdrücken kann, in ihrem sozialen Umfeld anerkannt und geschätzt. Ihre Lebensführung war zwar nicht mehr das kulturell repräsentative Leitbild, blieb aber latent in der städtischen Gemeinschaft anerkannt.

Das Fallbeispiel des sächsischen Mittelständlers Werner Kettner passt zu der bereits klassischen These von einer relativen Indifferenz bestimmter Lebensbereiche gegenüber politischen Ordnungen und sozialem Wandel, mit der sich Lepsius gegen eine allzu strikte Interdependenzvermutung richtet, die "stets in der politischen Ordnung einen Kausalfaktor für die Entwicklungen auch in anderen Bereichen" nahe legt (vgl. Lepsius 1993: 16 ff.). Aber nicht nur in den politischen, sondern auch in anderen Bereichen der Soziologie wird seit geraumer Zeit an theoretischen Konzeptionen gearbeitet, die sich gegen einen zu engen Zusammenhang zwischen sozialer Lage auf der einen und Mentalitäten, Milieus und Lebensstilen⁸ auf der anderen Seite richten und stattdessen die vielfältigen Vermittlungs- und Reproduktionsprozesse im Auge haben, die zwischen 'Struktur und Lebenspraxis' bestehen. Die theoretischen Konzepte, die sich meist auf die von Bourdieu entwickelten analytischen Begriffe des 'Habitus' bzw. des 'sozialen Raums' beziehen, verstehen sich als komplementäre Ergänzungen bzw. Korrelate und nicht als Konkurrenz zu bestehenden Theorien.⁹ Bourdieu geht es mit seinem Begriff des Habitus darum, zu zeigen, "dass zwischen der Position, die der einzelne innerhalb eines gesellschaftlichen Raumes einnimmt und seinem Lebensstil ein Zusammenhang besteht." (Bourdieu 1992: 31) Dieser Zusammenhang ist jedoch nicht mechanisch-deterministisch zu verstehen. In den auf den Habitus bezogenen Ansätzen reflektieren sich vielmehr

⁸ Der von Hradil (1992) herausgegebene Sammelband gibt einen guten Überblick über theoretische und begriffliche Analysen im Bereich der Milieu- und Lebensstilforschung. Vgl. aber auch Vester u. a. 1993 und zur empirischen Analyse von Lebensstilen Spellerberg 1996.

⁹ Zum Begriff des Habitus und des Raums der Lebensstile vgl. Bourdieu 1989: 277 ff. und 1992.

gesellschaftliche Modernisierungsprozesse und werden offenere, d.h. die gesellschaftliche Dynamik und Vielfalt stärker berücksichtigende Begriffe entwickelt und empirisch untersucht. Mit Hilfe des theoretischen Konzeptes des Habitus oder Lebensstils werden Makro- und Mikroebene miteinander verknüpft und äußere Verhältnisse in das Subjekt hineingenommen.

Aber es sind nicht nur die sich heute und in Zukunft beschleunigt wandelnden Strukturen und damit einhergehende Differenzierungen von Milieuzusammenhängen und Lebensstilen, die zu einer Konjunktur der Erforschung neuer Milieus bzw. sozialer Bewegungen angeregt haben (vgl. z.B. Vester u. a. 1993). Mit dem Blick nach vorn korrespondiert - wenn auch nicht in gleicher Forschungsintensität - der Blick zurück: Wie lassen sich Dauerhaftigkeit und Resistenz von Milieus trotz raschen sozialen und politischen Wandels erklären? Wie kommt es, dass Verhaltens- und Denkweisen über lange Zeit hinweg stabil bleiben und die individuellen Strategien auch dann noch beeinflussen, wenn sie zu veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen gar nicht mehr passen?

Nach Hradil brauchen traditionelle Milieus zu ihrem Erhalt eine gewisse Stabilität, sie geben sie ihrerseits aber auch, und zwar vor allem dann, wenn im Zuge sozialen Wandels Druck auf die Milieuangehörigen ausgeübt wird. Dies kann bis zu einem 'Sich Einigeln' von sozialen Gruppen und Milieus gehen, die sich als Subkultur in ihrem Außenverhältnis deutlich von der jeweils gerade geltenden 'Hauptkultur' absetzen können.¹⁰ "Man wird nicht fehlgehen in der Vermutung", so Hradil in seinem Überblick über die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 1980er Jahre, "dass der reale Hintergrund dieser Soziologisierung und Subjektivierung des Milieukonzeptes im Nebeneinander von sich rapide entwickelnden industriegesellschaftlichen Strukturen einerseits und von z. T. erstaunlich beharrenden traditionellen (religiösen, landsmannschaftlichen und regionalen, familialen, historisch-politischen, einzelberuflichen etc.) Kulturbeständen und Sinnstrukturen andererseits zu suchen ist" (Hradil 1992:23). Eine ganze Reihe von empirischen Untersuchungen längerfristiger Milieubiographien haben eine hohe Anpassungs- und Reproduktionsfähigkeit von Milieus an veränderte Verhältnisse gezeigt: "Mit ihrer wirtschaftlichen und institutionellen Verankerung, ihren Alltagsnetzen und regionalen Bezügen, ihren gemeinsamen Moralvorstellungen und

¹⁰ Hradil plädiert im Übrigen für eine 'Pluralisierung' des Subkulturbegriffs. "Ein pluralisierter Subkulturbegriff, der nicht länger auf einer "randständigen" und konflikträchtigen Abweichung von "der" Hauptkultur besteht, sondern "normale" Unterschiede zwischen ungleichen Teilkulturen einbezieht, seien sie auch nur potentiell konflikträchtig..." (Hradil (Hrsg.) 1992:26)

Weltanschauungen haben sie eine breite Reproduktionsbasis, die sich nicht so schnell 'erschüttern' lässt. Sie ermöglicht auch soziale Umbrüche und widrige Zeitläufe zu überstehen. In diesem Sinn hat Lepsius gerade für das Bürgertum eine relativ hohe Stabilität nachgewiesen. Angehörigen des Wirtschaftsbürgertums z.B. wurde bescheinigt, traditionell stark in der Region verankert zu sein und in vielen Belangen ihrer Kommunen Einfluss ausgeübt zu haben (vgl. Kocka 1987). Generell gelte für das Bürgertum, dass sich in ihm ein Habitus entwickelt habe, "der in der Generationenfolge auch dann noch übermittelt wird, wenn die Ursprungsconstellation, die zu seiner Entstehung geführt hat, schon zerfällt. So kann die Bürgerlichkeit als ständischer Lebensstil, als Konvention oder Präention das Bürgertum für einige Generationen überleben und von Minderheiten als normative Idee erhalten werden" (Lepsius 1987:98).¹¹

Vor dem Hintergrund, dass in der DDR die Kinder und Erben mittelständischer Industriebetriebe in andere Berufsbereiche abwandern mussten und das Wirtschaftsbürgertum als "spezifische Vergesellschaftung" (Lepsius 1987:80) eines sozialstrukturell abgrenzbaren Bevölkerungsteils zerstört wurde, sind die angesprochenen Fragen nach den dennoch verbleibenden Relikten, Anpassungsformen und partiellen Reproduktionen kultureller Distinktionsmechanismen am Beispiel dieser Gruppe besonders interessant. Aber es ist unabhängig davon nicht zufällig, dass Thesen zu den Beharrungskräften von Milieus bislang häufig an der sozialen Gruppe des Bürgertums oder am Unternehmertum festgemacht wurden.

1. Sowohl das Bildungs- als auch das Wirtschaftsbürgertum standen schon immer nicht nur für berufliche Kompetenz bzw. wirtschaftliche Leistungskraft, sondern gleichermaßen für bestimmte gesellschaftliche Werte, Leitbilder und gesellschaftlichen Fortschritt. In seinem Artikel über die westdeutschen gebildeten Mittelklassen in historischer Perspektive (1945-1965)¹² spricht Johannes Siegrist von dem allgemein formulierten Anspruch der akademischen Berufe, nicht bloß als Funktionelite, sondern als Wertelite mit dem Anspruch auf die allgemeine Meinungsführerschaft zu gelten (Siegrist 1995:129). In seiner Untersuchung über die

¹¹ So hat nach Lepsius z.B. das Bildungsbürgertum im Übergang zum 20. Jahrhundert mit dem wachsenden Einfluss von Wirtschaft und Technik seine kulturelle Definitionsmacht verloren. Mit dem Verlust des Prestiges von Bildungswissen sei Bildungsbürgerlichkeit zu einer Subkultur von vielen geworden. Der erste Weltkrieg und dann die Inflation beendeten zwar die kulturelle Geltung dieses Sozialmilieus, aber seine Angehörigen trugen Elemente der Lebensführung weiter. (Vgl. Lepsius 1993: 315 ff.)

¹² Entstanden aus dem Forschungsprojekt über gebildete Mittelklassen nach 1945, das Siegrist in Zusammenarbeit mit Kleßmann im Rahmen des DFG-Sonderforschungsbereichs "Geschichte des neuzeitlichen Bürgertums" durchgeführt hat. (Vgl. Siegrist 1995)

gesellschaftlichen Klassen und ihre Traditionen sieht Halbwachs die allgemein vom Bürgertum reklamierte moralische Qualität vor allem in einem bestimmten Leistungsethos: "Was die Menschen im Vermögen respektieren, ist nicht eine gewisse Menge materieller Güter, wer auch immer ihr Eigentümer sei, sondern es ist das vorausgesetzte Verdienst dieses Eigentümers, den man mehr oder weniger als den Begründer seines eigenen Vermögens ansieht. Hinter der Stufenleiter der Vermögen muss es eine Stufenleiter persönlicher Verdienste geben, die jener ersteren ungefähr entspricht, damit man sich vor dem Reichtum als einem sozialen Wert verneigt ... Man zollt dem Vermögen heute Respekt aus Achtung vor den Qualitäten der Arbeitsenergie, der Ehrenhaftigkeit und Sparsamkeit, die fürs Reichwerden unabdingbar erscheinen. Gewiss, die wirtschaftlichen Bedingungen ändern sich recht schnell, und viele Bürger werden einfach durch Erbschaft, Geschicklichkeit oder Zufall reich. Aber die alte Auffassung bleibt bestehen" (Halbwachs 1985:339 f.) Der Sozialhistoriker Jürgen Kocka (1988) unterscheidet in seinen Studien über das Bürgertum drei Ebenen, die die Basis für gesellschaftliche Spitzenpositionen bilden können, wobei seiner Ansicht nach in der Provinz lebende Unternehmer selbst bei großer Wohlhabenheit nicht zur Spitzengruppe des Wirtschaftsbürgertums gehören würden. Neben wirtschaftlicher Macht seien soziales Prestige (Kultur/Wissen) und der politische Einfluss (Beziehung zur politischen Macht, Einfluss über Interessenverbände) ausschlaggebend. Zu den klassischen Tugenden des Wirtschaftsbürgertums, die als Legitimation des unternehmerischen Erfolgs dienen, zählt er Ehrlichkeit in Geschäftssachen, Vertragstreue sowie Wertschätzung von Leistung, Selbständigkeit und freier Konkurrenz.

Wolfgang Kaschuba (1988) betont dagegen in seiner Analyse von Bürgerlichkeit vor allem die Ebene der Distinktion in Form eines besonderen kulturellen Habitus dieser sozialen Schicht. Es handele sich um "ein in sich zwar vielfach abgestuftes und variiertes, in seinen Grundzügen jedoch verbindliches Kulturmodell, das entscheidende Momente sozialer Identität in sich birgt. Es vermittelt bürgerliches Selbstverständnis und Selbstbewusstsein, definiert durch den Gebrauch materieller Güter, durch den Bezug auf ideelle Werte, durch die Benutzung kultureller Verhaltensmuster, die zusammengenommen ein lebensweltliches Ensemble bilden. (Ebd.: 18 ff.) "Bürgerlichkeit" erscheint nach Kaschuba als eine Form von Fortschrittsgewissheit, die zunächst auf dem Glauben an die eigene Modernisierungsfähigkeit und auf deren gesellschaftlich vorbildhafte Wirkung gründe. Natürlich seien das Balanceakte, bei denen bürgerliche Selbstdefinitionen häufig genug zur bürgerlichen Alltagspraxis in Widerspruch gerate. In dieser Hinsicht seien gerade die bürgerlichen Autobiographien wahre Kunstwerke der Ideologieggeschichte, indem sie solche Theorie-Praxis-Widersprüche immer wieder als

Leitthemen aufnehmen würden, um sie dann in biographischen Legitimationsfiguren aufzulösen. Soziale Verbindlichkeit und politische Kompromissbereitschaft würden sich als unabdingbare bürgerliche Eigenschaften rechtfertigen. Nicht umsonst werde eigenes Verhalten so gerne durch Attribute wie 'maßvoll' oder 'bescheiden' charakterisiert. Fortschritt und Modernität bezeichneten so wohl ideelle Imperative, die dann freilich lebensgeschichtlich verzeitlicht und gesellschaftspolitisch harmonisiert würden. Die eigene Biographie, der eigene Erfolg sei letztlich der Beweis für die Richtigkeit dieses 'mittleren Weges' (ebd.: 39). In der Regel wird dem Wirtschaftsbürgertum auch ein eher spielerischer Umgang mit Kultur und Leben nachgesagt und eine Haltung, der jeder Rigorismus fremd ist.

Einen theoretischen Ansatz, der Wirtschaftstheorie/-geschichte mit kultursoziologischen Darstellungen verbindet und daher für die hier zur Diskussion gestellten Überlegungen zur Persistenz mittelständischen unternehmerischen Milieus nützlich ist, vertritt Joseph A. Schumpeter.¹³ Sein Interesse gilt zu einem nicht unwesentlichen Teil den Mentalitäten, Lebensformen und verschiedenen sozio-kulturellen Typen der Wirtschaftssubjekte. Die von ihm gebildeten Grundtypen sind einerseits strukturell zu verstehen, andererseits handelt es sich bei den Schumpeterschen Unternehmertypen um kulturgebundene, also historisch modifizierbare Erscheinungsformen (vgl. dazu Osterhammel 1987). Der Begriff des Unternehmers beruht bei Schumpeter weder auf Eigentum oder Kapitalbesitz noch ist er an bestimmte gesellschaftliche Rahmenbedingungen geknüpft. Vielmehr basiert er auf einer spezifischen Funktion des unternehmerischen Handelns und Denkens. Unternehmer können nach Schumpeter in sehr verschiedenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Organisationsformen vorkommen, allerdings in unterschiedlicher Ausprägung und Reinheit. Wirtschaftliche Führerschaft, wenn auch nicht als Unternehmertum aus Eigeninteresse, das den Kapitalismus auszeichne, gibt es nach Schumpeter daher auch im Sozialismus. "Wirtschaftliche Führerschaft muss es in allen Organisationsformen geben. In anderen als der verkehrswirtschaftlichen wäre sie entweder an eine Organstellung - so in der sozialistischen - oder an eine außerwirtschaftlich verankerte Herrenstellung - in welchem Fall sie sich der herrschaftlichen Befehlsgewalt bedienen würde - geknüpft." (...) Schumpeter geht also von einer spezifischen Bedeutung des Unternehmers als Funktionsträger aus. Er ist vor allem Innovator im Wirtschaftsgeschehen.¹⁴ Das Wesen der

¹³ Natürlich trägt das Bild vom Unternehmertum bei Schumpeter vielfache Zeitbezüge, die hier nicht Gegenstand der Diskussion sein können.

¹⁴ Damit unterstellt er, dass wirtschaftliche Dynamik nicht von innen heraus durch das System selbst erzeugt werden kann, da sich dies in seinem Normalzustand im Kreislauf der Routine bewege. Es bedürfe einer von außen hereinbrechenden Kraft, um es aus dem Gleichgewicht herauszureißen und auf ein höheres Niveau der

Unternehmerfunktion liege dabei im Erkennen, Kombinieren und Durchsetzen neuer Möglichkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet, nicht im kreislaufartigen Weitertreiben des geschaffenen Unternehmens (110/111).

Die Definition des Unternehmers wird bei Schumpeter sowohl weiter als auch enger gefasst als es in der ökonomischen Theorie der kapitalistischen Wirtschaft üblich ist. Zunächst zum weiteren Begriff: Unternehmer nennt er "nicht bloß jene 'selbständigen' Wirtschaftssubjekte der Verkehrswirtschaft ... sondern alle, welche die für den Begriff konstitutive Funktion tatsächlich erfüllen, auch wenn sie, wie gegenwärtig immer häufiger, 'unselbständige' Angestellte einer Aktiengesellschaft - aber auch Privatfirma -, wie Direktoren, Vorstandsmitglieder usw. sind oder ihre tatsächliche Macht und rechtliche Stellung auf der Unternehmerfunktion begrifflich fremden Grundlagen ruht - Aktienbesitz ist oft, wenngleich nicht regelmäßig, eine solche Grundlage ... Wir sprechen zweitens von Unternehmern nicht bloß für jene historischen Epochen, in denen es Unternehmer als besondere soziale Erscheinung gibt, sondern wir knüpfen Begriff und Namen an die Funktion und an alle Individuen, die diese in irgendeiner Gesellschaftsform tatsächlich ausfüllen, seien sie auch Organe einer sozialistischen Gemeinschaft oder Herren eines Fronhofes oder Häuptlinge eines primitiven Stammes." (1987: 111)

Eine Verengung der Definition ergibt sich aus der Einschränkung, dass ein Unternehmer für Schumpeter nur der ist, der eine Führungsfunktion im oben dargestellten Sinn einnimmt: "Unter unseren Begriff fallen nicht alle selbständigen, für eigene Rechnung handelnden Wirtschaftssubjekte, wie das üblich ist. Eigentum am Betrieb - oder überhaupt irgendwelches 'Vermögen' - ist für uns kein wesentliches Merkmal; aber auch abgesehen davon schließt Selbständigkeit in diesem Sinne nicht schon von selbst die Erfüllung der für unseren Begriff konstitutiven Funktion ein. Nicht nur Bauern, Handwerker, Angehörige freier Berufe - die man mitunter einschließt - sondern auch 'Fabrikherren' oder 'Industrielle' oder 'Kaufleute' brauchen nicht notwendig 'Unternehmer' zu sein." (112)

Insgesamt bildet Schumpeter unterschiedliche Typen von Unternehmertum, von denen er vier besonders hervorhebt. Die Typologie des Unternehmertums bildet zugleich historische Veränderungen ab, denen Unternehmen wie auch unternehmerische Funktionen seiner Meinung nach unterliegen.

Systemleistung zu befördern. Diese "unbedingte" Kraft ist nach Schumpeter der Unternehmer (vgl. Osterhammel 1987: 50/51).

Der vorherrschende Typus der Konkurrenzzeit war der Fabrikherr und Kaufmann: Er war "in erheblichem Maß Kapitalist" und "hatte mehr als andere Formen der Unternehmer eine bestimmte soziale Klassenstellung", die gleichzeitig mit vererbtem Besitz gekoppelt gewesen sei. Vererbter Besitz erleichtere zwar die Unternehmerrolle, bedeute sie aber nicht schon an sich. Die Koppelung erkläre jedoch den sozialen und psychischen Habitus dieses Typus und seiner Kultur wesentlich. Er stehe "inmitten der bürgerlichen Wirtschafts- und Gedankenwelt, deren kräftigstes Element" er bilde. Er verkörpere und erstrebe "Ideale bürgerlicher Wohlanständigkeit, Geschäftstüchtigkeit, Lebensform." Er sei "der Mann des Familiensinns und der Autokrat 'seines' Betriebs, mit der Tendenz, jeden Eingriff von Gesetzgebung und Verwaltung nicht nur als unangenehm, sondern auch als sinnlos zu betrachten." Sein Eigeninteresse sei vor allem an der Fürsorge für Gegenwart und Zukunft der Familie und an arationaler Liebe zur Firma orientiert. Die Unternehmerpersönlichkeit dieses Typus stelle eine Oberschicht dar, die aus der Arbeiterschaft herausgewachsen sei und in der Regel mehrere Funktionen zugleich erfüllen könne. Er sei häufig sein eigener Techniker wie auch Kommerzdirektor.¹⁵ Man kann Werner Kettner aus dem vorliegenden aktuellen Fallbeispiel wohl mit Fug und Recht diesem Typus zuordnen.

Als zweiten Typus nennt Schumpeter den modernen Industriekapitän, der in großem Maßstab Aktionär ist oder zumindest Verfügungsgewalt darüber hat. Als geschäftsführender Aufsichtsrat oder Präsident hätte er "nicht notwendig eine Beziehung zu einer konkreten Fabrik oder Arbeiterschaft" sondern lenke "nur die allgemeine Richtung der Geschäftspolitik seiner Gesellschaften." Er sei nicht einfach Vertreter seiner oder seiner Familien Interessen" und stünde der Arbeiterschaft charakteristisch anders gegenüber als der Fabrikherr. Sein Eigeninteresse sei nicht einfach am Gewinn als solchem orientiert, sondern an Macht, Leistung, Siegenwollen, Tatendrang.

Zum dritten Unternehmertypus zählt Schumpeter alle die, die als Manager oder Direktoren in einem abhängigen Beschäftigungsverhältnis stehen. Auch wenn in diesem Fall das Eigeninteresse am Geldgewinn nicht fehle, handele es sich insofern um eine Zwischenform als auch die Orientierung an dem Ideal der guten Berufsleistung, am Beifall der Fachgenossen,

¹⁵ (Aus Theorie der wirtsch. Entwicklung) "Der Unternehmer einer früheren Zeit war nicht nur in der Regel auch der Kapitalist, er war ... auch der Ingenieur seines Betriebes oder doch dessen technischer Leiter, soweit das nicht dasselbe ist und nicht in besonderen Fällen ein fachlicher Spezialist zugezogen wird. Er war und ist auch meist sein eigener oberster Ein- und Verkäufer, das Haupt seines Bureaus, der Leiter seiner Angestellten und Arbeiter"

Interessenten und der Öffentlichkeit sowie persönlichem Ansehen eine erhebliche Rolle spielen würde. Der berufliche Aufstieg hätte mit der Laufbahn eines öffentlichen Beamten oft mehr Ähnlichkeit als mit der eines Fabrikherrn.

Der Idee nach rein auf die Unternehmerfunktion beschränkt ist für Schumpeter der Typus des Gründers. Ihm seien vor allem soziale Heimatlosigkeit, die Beschränkung auf das Aufsuchen und Durchsetzen neuer Möglichkeiten und das Fehlen dauernder Beziehungen zu individuellen Betrieben zu Eigen. "Bei alledem bringt es der oft niedrige soziale und moralische Status des Typus mit sich, dass Praxis und Wissenschaft ein Widerstreben zeigen, ihn als normales Element des modernen Wirtschaftslebens und insbesondere als einen wirtschaftlichen Führer anzuerkennen." (*) Aber auch wenn der Gründer häufig nur ein "Faiseur" sei, der gegen Provision eine Unternehmung vermittelnd und besonders finanztechnisch zusammenbringe, könne man sich die Unternehmerrolle als solche am besten an diesem Typus vor Augen führen. (155)

Wichtiges Resultat der Schumpeterschen Theorie für meine Überlegungen zu Tradition und Wandel mittelständischen Wirtschaftsbürgertums in der DDR ist seine Entkoppelung unternehmerischer Funktionen und Motive von Kapitalbesitz und Eigentum sowie die Relativierung des Typus des Gründers, der aus der Sicht Schumpeters in gewisser Hinsicht Funktion und Haltung eines Unternehmers zwar besonders rein verkörpert, historisch jedoch schon damals nicht mehr zu dominieren schien. In der Theorierezeption ist es jedoch gerade der Typus des Gründers, der mit dem Namen Schumpeter assoziiert wird.

Nach dem kultursoziologisch geprägten ökonomischen Ansatz Schumpeters, der erklären kann, inwieweit und auf welcher Basis in der DDR für Unternehmerfunktionen Kontinuitäten bestehen bleiben konnten, selbst wenn das ökonomische Kapital des Mittelstands als zentraler Modus der Reproduktion wirtschaftlicher Macht spätestens seit Beginn der 1970er Jahre nicht mehr eingesetzt werden konnte, sind die Arbeiten von Bourdieu und Mitarbeitern ebenfalls wichtig. Seine Thesen zu den "verborgenen Mechanismen der Macht" und der Habitus-Begriff¹⁶ ermöglicht auch einen Zugang zum Verständnis historischer Kontinuitäten von Milieus in der DDR. Bourdieu befasst sich mit den unterschiedlichen Reproduktionsstrategien der verschiedenen Klassen und Klassenfraktionen, mit denen Individuen in einer sich wandelnden Gesellschaft ihre Position in der Sozialstruktur zu behaupten oder zu verbessern suchen und mit

¹⁶ Vgl. z.B. Bourdieu 1983, 1992; Bourdieu u. a. 1981

der sie zugleich die Sozialstruktur reproduzieren (vgl. auch den einleitenden Text von Kraus in Bourdieu u. a. 1981: 7f. und die Darstellung von Hans-Peter Müller 1992. Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit. Frankfurt/M.: Suhrkamp). Interessant dabei ist, dass der Begriff des Habitus ebenfalls wie der der Mentalität auf Stabilität als Resultat hoher Routinisierung alltäglicher Verhaltensweisen abhebt (auch im Sinne unbewusster Mechanismen). Habitus gilt als ein Prinzip, das Sequenzen regelhafter und das subjektive Wollen und Meinen übersteigende Handlungen hervorbringt und "gerade die vorreflexiv gegebenen Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata sehr gut zu erfassen" vermag.¹⁷ Zu solchen unbewussten Mechanismen gehören auch symbolische Formen wie Lebensstile, Geschmack, Sprachverhalten, körperlicher Ausdruck u.ä., mit denen sich soziale Gruppen voneinander abgrenzen oder sich gesellschaftliche Anerkennung bzw. Macht zu verschaffen suchen.

Die Bourdieu'sche Reproduktionstheorie unterscheidet zwischen drei Kapitalsorten als Ressourcen, mit denen die sozialen Gruppen unterschiedlich ausgestattet sind, bzw. zu denen sie unterschiedlichen Zugang haben. Diese drei Kapitalien (ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital¹⁸) stehen in bestimmter Beziehung zueinander: Sie sind mit gewissen Einschränkungen konvertierbar und zwischen Generationen übertragbar. Die Kapitalien können sich ergänzen und so ihre 'Rentabilität' steigern oder den Mangel einer Kapitalsorte (z.B. des ökonomischen) kompensieren. Ökonomisches Kapital ist z.B. in kulturelles Kapital überführbar. "Je mehr die offizielle Übertragung von ökonomischem Kapital verhindert oder gebremst wird, desto stärker bestimmt ... die geheime Zirkulation von Kapital in Gestalt der verschiedenen Formen des Kulturkapitals die Reproduktion der gesellschaftlichen Struktur." (Bourdieu 1992: 75)

Die Annahme von kompensatorischen Reproduktionsstrategien - selbst über Generationen hinweg - kann bedeuten, dass selbst bei Verlust des ökonomischen Kapitals die Distinktion über kulturelles oder soziales Kapital (Werte, Lebensstile, soziale Beziehungsnetze) bestehen bleibt.¹⁹

¹⁷ Vgl. Herkommer 1997: 72, der sich aber auch kritisch mit den Bourdieuschen Thesen auseinandersetzt).

¹⁸ Vgl. Bourdieu 1992: 49-79. "Das ökonomische Kapital ist unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts; das kulturelle Kapital ...eignet sich besonders zur Institutionalisierung in Form von schulischen Titeln; das soziale Kapital, das Kapital an sozialen Verpflichtungen oder 'Beziehungen', eignet sich besonders zur Institutionalisierung in Form von Adelstiteln" (ebd.: 52/53).

¹⁹ Distinktion ist nach Bourdieu das Sich Abgrenzen vom Verbreiteten und Gewöhnlichen auf der Ebene der Kultur (vgl. Kraus 1992: 8), allerdings nicht mehr im Sinne der Reproduktion von Herrschaft "Im Grunde heißt 'distinguiert' sein: 'nicht populär sein' sein - und sonst nichts. Per Definition sind die unteren Klassen nicht distinguiert; sobald sie etwas ihr Eigen nennen, verliert es auch schon diesen Charakter. Die herrschende Kultur zeichnet sich immer durch einen Abstand aus ... Kultur ist immer etwas außerhalb der Piste ... Es gibt eine populäre Kultur, aber die ist als Bildung wertlos." (Bourdieu 1992: 39) Ein symbolischer Klassifikations- und

Bourdieu geht jedoch von einem besonderen Gewicht des ökonomischen Kapitals und damit von einer strukturellen und sich reproduzierenden Ungleichheit aus: Selbst wenn der Zugang zu den anderen Kapitalien (z.B. Bildung, Kultur) allen offen ist, fließen aufgrund dieses Primats besitzlosen Klassen nie die gleich hohen Erträge zu wie besitzenden (vgl. Kraus 1981: 8, die dies am Beispiel von Bildung als Kapital deutlich macht). Mit anderen Worten: Kulturelles und soziales Kapital werden durch das Vorhandensein materieller Güter stark beeinflusst und in ihrer Wirksamkeit entweder beeinträchtigt oder gestärkt. Eine weitere Besonderheit gilt für bestimmte Formen von inkorporiertem Kapital wie z.B. Bildung. Inkorporiertes Kapital ist grundsätzlich "körpergebunden", also ein fester Bestandteil der Person. Es kann also nicht durch Schenkung, Kauf oder Tausch weitergegeben werden, bzw. die sozialen Bedingungen der Weitergabe sind verborgener als beim ökonomischen Kapital. (Bourdieu u.a. 1992: 55 ff.)

Bourdieu und seine Mitarbeiter haben die Reproduktionsformen und -instrumente von Klassen, vor allem die dabei entstehenden Strukturverlagerungen - anhand verschiedener sozialer Gruppen untersucht. Die Reproduktionsstrategien werden vor allem in Zeiten tief greifenden Wandels deutlicher sichtbar." ²⁰ Übertragen wir diese Überlegungen auf die gesellschaftlichen Macht-Verhältnisse der DDR, dann kann aus der Bourdieuschen Rekonstruktions- und Konvertierbarkeitstheorie von Kapitalsorten die Hypothese abgeleitet werden, dass eine ökonomische Enteignung des Wirtschaftsbürgertums in der DDR nicht notwendig mit einer sozialen und kulturellen Deklassierung einhergehen musste. Vielmehr waren historische Kontinuitäten auf der Ebene von Habitus, Lebensstil und kulturellen Distinktionsmechanismen durchaus zu erwarten.

Distinktionskampf stößt aus den oben angedeuteten Grenzen der Konvertierbarkeit verschiedener Kapitalien an Grenzen: "Ähnlich wie der Parvenu in der ökonomischen Welt, der seine wirtschaftliche Potenz in soziales Ansehen (vergeblich) umzusetzen bemüht ist, sucht der Bildungsaufsteiger in der kulturellen Welt umsonst die Gleichberechtigung mit dem alteingesessenen kulturellen Establishment. Gerade weil sein Bildungskapital noch so jung und frisch erworben ist, läßt es sich nicht unmittelbar in sozialen Status ummünzen, bleibt ablösbar von seiner Person und vermittelt noch keine Selbstsicherheit und Ausstrahlungskraft des kulturell initiierten Aspiranten." (Müller 1992: 318)

²⁰ Auf sozialstrukturellen Wandel reagieren die Gruppen mit Strategien der Umstellung etwa von einer Kapitalsorte auf die andre, um ihre Position innerhalb der Sozialstruktur zu behaupten" (Müller 1992: 295) Eine Darstellung des Wandels im Unternehmensbereich zeigte, dass sich der Wandel des Reproduktionsmodus von Unternehmen darin ausdrückt, dass Auslese und Aufstieg von Unternehmern und Managern immer weniger nur auf Eigentumstiteln beruht, sondern tendenziell immer mehr von Bildungstiteln abhängt. (Bourdieu u. a. 1981: 23-71).